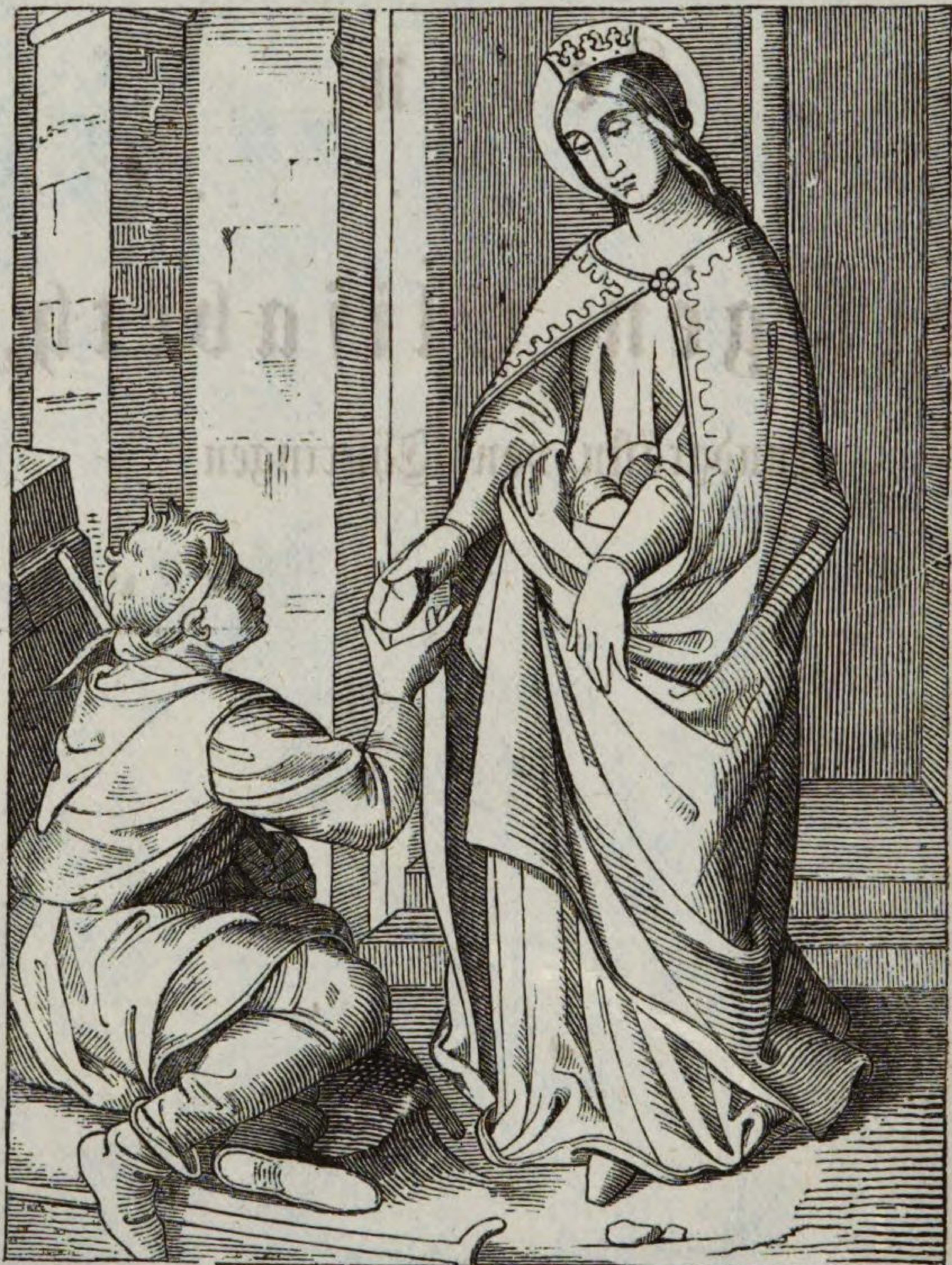
Illustrirte Volksbücher. Nr. 14.

Leben der heiligen Elisabeth,

Landgräfin von Thüringen.

Regensburg, New-York & Cincinnati,
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1869.



Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

I. Kapitel.

Allgemeine Zustände der Zeit, in der die heilige Elisabeth geboren wurde.

Unter allen Frauengestalten des Mittelalters ist wohl keine, die das allgemeine Interesse und die innigste Verehrung von allen christlichen Völkern mehr verdiente, als die hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

In den rührenden Zügen, die uns aus ihrem kurzen Leben erzählt werden, spricht es sich am deutlichsten aus, daß von allen Frauen, denen die Kirche ihre Verherrlichung gewährte, keine in so hohem Grade, wie Elisabeth, das Urbild der Ehefrau dargestellt, sowie keine in demselben Maße den Begriff einer wahrhaft christlichen Ehe verwirklicht, keine die menschliche Liebe, der sie eine so hohe Stelle in ihrem von göttlicher Liebe überfließenden Herzen angewiesen, so sehr veredelt und geheiligt hat.

Jedoch war diese Verbindung der rechtmäßigsten Neigungen dieser Welt mit der feurigsten Andacht in jenen Zeiten keine ganz seltene Erscheinung. An gar manchem Beispiel, wie unter Andern dem hl. Ludwig von Frankreich, der sein ganzes Leben lang für seine Gemahlin Margarethe die kindlich leidenschaftliche Zärtlichkeit seiner ersten Jahre beibehielt, sehen wir, wie damals die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Gefühle des menschlichen Herzens durch den katholischen Glauben zugleich geheiligt und gesteigert werden, und wie sogar blos irdische Liebe, indem sie sich vor dem Kreuze des Heilandes beugte, durch diesen steten Sieg christlicher Demuth über Stolz und Eigenliebe an Begeisterung und Kraft gewann. Waren die Gefühle vielleicht nicht so mannigfaltig, nicht so ausgedehnt und verfeinert als jetzt, so waren sie dagegen bei weitem stärker und tiefer; und hatte die Religion ihnen einmal das

Siegel ihrer Unsterblichkeit aufgedrückt, so offenbarte sich in ihnen eine innere, wunderbare Kraft, eine Art unaussprechlicher Verklärung, in der die Ruhe der Dauer mit der Frische der Unschuld, alle Gewalt der Leidenschaft mit aller Reinheit und Einfalt der Religion ihren schönen Bund feierten.

Auffallend ist auch der Umstand, daß dieser Bund irdischer und himmlischer Gefühle sich in den Dichtungen jener Zeit eben so lebhaft, wie in der Wirklichkeit ausspricht: daß die Schöpfungen der Einbildungskraft ihn eben so laut feiern als die Denkmäler der Geschichte. Alle Dichtungen vor oder nach der Zeit Elisabeth's athmen denselben Geist. Heinrich Frauenlob, Walter von der Vogelweide, alle jene ritterlichen Sänger weihen die zartesten Blumen ihrer Dichtung der Treue des Weibes; ebenso klingt auch dies Gefühl in den glänzendsten volksthümlichen Dichtungen unseres Vaterlandes, in den Nibelungen und der Gedrun wieder.

Die Fürsten jener Zeit suchten diese Sänger an ihren Hof zu fesseln und besonders fühlte Landgraf Hermann von Thüringen, der Vater des spätern Gemahls der hl. Elisabeth, eine wahre Begeisterung für „die fröhliche Wissenschaft". Walter von der Vogelweide sagt von ihm:

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde:
Ich halt es so, daß man mich immer bei den Besten finde.
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So stäte sind sie's nicht: er war es einst und ist es noch.

Landgraf Hermann versammelte im Jahre 1206, als er sich auf seinem Schlosse Wartburg, oberhalb Eisenach befand, sechs der berühmtesten Dichter an seinem Hofe. Bald aber entbrannten dieselben in heftiger Eifersucht und Landgraf Hermann kam mit ihnen überein, daß sie, um dem Streit ein Ende zu machen, vor ihm und seinem Hofe einen letzten öffentlichen Wettkampf bestehen sollten. Der Scharfrichter sollte, mit dem Stricke in der Hand,

zugegen sein und auf der Stelle den Besiegten aufknüpfen. So bewiesen sie, daß ihnen Ruhm und Leben unzertrennlich waren.

Sie sangen nun um die Wette, unter stetem Wechsel der Formen, das Lob ihrer Lieblingsfürsten, die Geheimnisse der Religion, die unerschöpfliche Gnade Gottes, die Herrschaft des Kreuzes, ganz besonders aber die Herrlichkeiten der Jungfrau Maria, der Vielgeliebten Gottes, die schöner als die Barmherzigkeit, die selbst schöner als die Sonne sei. Ihre von den Zuhörern gesammelten Gesänge haben sich bis auf den heutigen Tag unter dem Titel: „Der Sängerkrieg auf der Wartburg" erhalten und diese Sammlung bildet noch immer eines der wichtigsten Denkmäler der deutschen Literatur, sowohl als Schatz der alten Sagen des Volks und seines Glaubens, wie auch als unumstößlicher Beweis der wichtigen Rolle, welche die Dichtkunst damals in Leben, Wissenschaft und Religion spielte. Es wurde unmöglich, über das Verdienst der Sänger ein entscheidendes Urtheil zu fällen, und man kam überein, den berühmten Meister Klingsohr aus Siebenbürgen holen zu lassen, von dem es hieß, daß die Geister selbst ihm zu Gebote stehen müßten. Von ihm berichtet nun die Sage, daß er am Abend seiner Ankunft in Eisenach lange die Gestirne aufmerksam betrachtete, und als ihn mehrere Herren und Hofbeamte, die eigens gekommen waren, um ihn zu sehen, baten, ihnen etwas Neues zu erzählen, folgenden Ausspruch that: „Ich will Euch neue und fröhliche Mähr sagen; ich sehe einen schönen Stern in Ungarn aufgehen, und bis nach Marburg, und von Marburg durch die ganze Welt hinstrahlen; wisset, heute in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, deren Name Elisabeth heißen, die dem Sohne Eures Fürsten hier zur Gemahlin angetraut, und von deren Heiligkeit die ganze Christenheit erfreuet und getröstet werden wird. Am andern Tage begab sich Meister Klingsohr auf die

Wartburg, wo ihm die größten Ehren erwiesen wurden, und, wie ein Chronist sagt, die Priester ihn wie einen Bischof behandelten. Es gelang ihm, bei einem neuen Wettgesang die streitenden Sänger zu versöhnen, worauf er nach Ungarn zurückkehrte. Damals regierte in Ungarn König Andreas II., der durch seine innige Frömmigkeit und Großmuth gegen Arme fast noch mehr berühmt war, als durch seine Kriege gegen die Ungläubigen. Seine Gemahlin war Gertrud von Meran oder Andechs, aus einem der erlauchtesten Häuser des deutschen Reiches. Sie stammte in gerader Linie von Karl dem Großen ab und besaß die schönsten Provinzen des südlichen Deutschlands. Ihr Bruder, Berchthold IV., hatte im Jahr 1198 die kaiserliche Krone, welche die Fürsten ihm einstimmig angeboten, ausgeschlagen. Eine ihrer Schwestern, Hedwig, die seitdem heilig gesprochen worden, war Herzogin von Schlesien und Polen, und eine andere, Agnes, war die durch ihre Schönheit und Leiden gleich berühmte Gemahlin des Königs von Frankreich, Philipp August. An Frömmigkeit stand Gertrud ihrem Gemahl nicht nach, und die Geschichtschreiber rühmen ihren Muth und ihre männliche Seele. Im Jahre 1207 gebar nun diese Königin eine Tochter, die in der Taufe den Namen Elisabeth erhielt. Schon in der Wiege gab dieses auserwählte Kind Beweise der hohen Bestimmung, die ihm Gott zugedacht. Die Worte, die der Religion heilig sind, waren die ersten, die seine Aufmerksamkeit erregten, und die es zu stammeln versuchte. Dem Unterrichte im christlichen Glauben schenkte sie eine überraschende Aufmerksamkeit, und als sie drei Jahre alt war, so versichern die Geschichtschreiber, legte sie schon ihr Mitleid für die Armen an den Tag und suchte ihr Elend durch Geschenke zu mildern.

Unterdessen hatte Landgraf Hermann nichts versäumt, um in Erfahrung zu bringen, ob Klingsohr's Vorhersagung eingetroffen, und wirklich in Ungarn, an dem bezeichneten Tage eine Prinzessin zur Welt gekommen sei.

Als er nun nicht blos ihre Geburt vernahm, sondern auch von der Frömmigkeit, die sie schon an den Tag legte, hörte, da erwachte in ihm das lebhafteste Verlangen, seinen jungen Sohn den Gemahl der Elisabeth werden zu sehen. Er schickte eine Gesandtschaft edler Herren und Damen zum König von Ungarn, die um die Hand Elisabeth's für seinen Sohn Ludwig werben und die Prinzessin, wo möglich, mit nach Thüringen bringen sollten. Er wählte hierzu den Grafen Reinhard von Mühlberg, seinen Mundschenk Walter von Varila und Bertha, die Wittwe Eglilolfs von Beindelieben, eine nach dem Zeugnisse der Chroniken durch ihre Weisheit und Bescheidenheit berühmte Edelfrau. Außerdem begleiteten sie zwei schöne Edelfräulein und zwei Ritter. Auf ihrem ganzen Wege wurden sie von Fürsten und Prälaten, durch deren Gebiet sie zogen, mit aller Auszeichnung empfangen, und als sie endlich glücklich in Presburg angelangt waren, fanden sie dort eine königliche Gastfreundschaft, und, was für den frommen Geist der Zeit bezeichnend ist, gleich am andern Morgen Messen in großer Zahl.

II. Kapitel.

Verlobung der hl. Elisabeth mit Landgraf Ludwig von Thüringen und ihre Uebersiedlung nach Thüringen.

Nachdem die Gesandten darauf dem Könige den Gegenstand ihrer Sendung vorgetragen, versammelte dieser seinen Rath, um den Wunsch des Landgrafen von Thüringen in Erwägung zu ziehen. Klingsohr unterstützte diesen Wunsch durch eine beredte Schilderung Thüringens, welches Land damals im Vergleich mit Ungarn allerdings ein hochcultivirtes genannt werden mußte. Auch der landgräfliche Hof gehörte zu den gländendsten im deutschen Reiche, und der milde Character des Landgrafen war weithin bekannt. Die Königin Gertrud sprach sich für

den Antrag des Landgrafen aus, und so willigte der König ein, sich von seiner geliebten Tochter zu trennen. Nun wurden große Festlichkeiten veranstaltet, und die Spiele und Tänze, die Musik und Lieder der Minnesänger dauerten drei Tage lang. Dann baten die thüringischen Gesandten um Urlaub; man brachte die kleine vierjährige Prinzessin, legte sie in eine Wiege von massivem Silber und übergab sie also den Thüringern. Der König von Ungarn empfahl sie ganz besonders dem Schenken Walter von Varila mit den Worten: „Deiner Ritterehre vertraue ich meinen höchsten Trost an," und Walter hat sich während seines ganzen Lebens dieses Vertrauens würdig gezeigt. Ehe aber die Gesandten Presburg verließen, empfingen sie vom Könige eine Menge kostbarer Geschenke, theils für sich, theils für den Landgrafen Hermann, und die Heirathsgabe der Prinzessin. Die Königin fügte tausend Mark Silber hinzu, und versprach, wenn sie am Leben bliebe, diese Summe aus ihrem Privatschatze zu verdoppeln.

So reisten die Gesandten endlich ab; mit zwei Wagen waren sie angekommen und kehrten mit dreizehn zurück, so sehr hatten die Geschenke ihr Gepäck vermehrt. Auch dreizehn ungarische Edelfräulein hatte ihnen der König mitgegeben, die seiner Tochter Gefährtinnen sein sollten.

Die Rückreise ging ohne Unfall vor sich, und die Reisenden wurden vom Landgrafen Hermann und der Landgräfin Sophie mit großen Freuden empfangen. Der Landgraf nahm die kleine Elisabeth in seine Arme und dankte Gott, daß er sie ihm gewährte, und die Landgräfin Sophie blieb die ganze Nacht bei dem Kinde. Am andern Morgen berief der Landgraf seinen ganzen Hof und die vornehmsten Bürger Eisenachs mit ihren Frauen auf das Schloß, damit sie das Kind sehen könnten, das ihm Gott und der König von Ungarn bescheert hatten. Man verlobte feierlich die vierjährige Prinzessin mit dem eilfjährigen Prinzen Ludwig und feierte den Verlobungstag,

wie früher in Presburg, durch prächtige Feste, bei denen die Dichtkunst, der hellste Stern des thüringischen Hofes, in seinem gewöhnlichen Glanze strahlte. Von nun an verließ Elisabeth denjenigen nicht mehr, der dazu bestimmt war, ihr Gemahl zu werden.

Elisabeth hatte an ihrer mütterlichen Tante Hedwig ein glänzendes Beispiel der Vereinigung aller christlichen Tugenden mit der fürstlichen Majestät. Ihre strenge, inbrünstige Frömmigkeit war schon damals für ihre Familie eine Ehre, für Elisabeth aber ein erbauliches Vorbild, das sie zu würdigen und nachzuahmen wußte. Neben dem Einflusse dieses Beispiels war ein unvorhergesehenes Unglück, das kurze Zeit nach ihrer Entfernung von Ungarn ihre Mutter traf, auch geeignet, einen ernsten Schatten auf ihr junges Leben zu werfen. Die Königin von Ungarn wurde im Jahr 1213 von einem der Führer der Nationalpartei ermordet, und so jung Elisabeth noch war, so fern sie dem Schauplatze dieser grausigen Vorgänge war, so stimmen doch alle Geschichtschreiber darin überein, daß sie den Eindruck, den diese Nachricht auf ihr Gemüth gemacht, als die Hauptquelle der ernsten Gedanken und der innigen Frömmigkeit ansehen, die durch alle Handlungen dieses Kindes hindurchblickten.

Gleich nach ihrer Ankunft in Thüringen hatte der Landgraf sechs Fräulein, ungefähr im Alter der Elisabeth, aus den edelsten Familien seines Hofes gewählt, und ihnen seine eigene Tochter Agnes zugestellt, um sie mit Elisabeth erziehen zu lassen. Eine derselben, Guda, die damals nur fünf Jahre alt, also nur ein Jahr älter als Elisabeth war, blieb bis kurz vor deren Tode in ihren Diensten, und als Gott ihre Herrin zu sich berufen, und das Gerücht ihrer Heiligkeit die Aufmerksamkeit der geistlichen Obern auf sich gezogen hatte, erzählte eben diese Guda, in öffentlichem Verhör die Erinnerungen ihrer Kindheit. Ihrem Zeugnisse, das sorgfältig aufbewahrt dem heiligen Stuhle zugesandt wurde, und noch vorhanden

ist, verdanken wir die Kenntniß der Umstände, die wir hier über die Art, wie Elisabeth ihre ersten Jahre ausfüllte, mittheilen. Der Uebergang aus ihrem elterlichen Hause an den Hof von Thüringen hätte kaum einen schroffern Gegensatz bieten können, und es ist wohl möglich, daß auf diese eigenthümlich organisirte, von Haus aus auf eine ernste Lebensauffassung und instinctive Hinneigung zu dem Göttlichen angelegte und offenbar frühreife Natur, gerade der Gegensatz der Umgebung, in die sie jetzt gestellt war, steigernd mit eingewirkt hat. Wie schon erwähnt, hatte Landgraf Hermann es verstanden, die Wartburg zum Mittelpunkt der höfischen Bildung und der Dichter jener Zeit zu machen, und diese wieder hatten sein Lob aus allen Tönen und weithin schallend gepriesen. Er war jetzt zum zweitenmale verheirathet und diese seine Gemahlin Sophie war eine Tochter des Herzogs Otto I. von Bayern. Sie hat dem Landgrafen Hermann zwei Töchter und vier Söhne geboren, darunter Ludwig, den künftigen Gemahl der ungarischen Königstochter. Die Landgräfin Sophie scheint eine Frau der besten Art gewesen zu sein, wie sie die damals herrschende, etwas oberflächliche Bildung und Sitte hervorzubringen im Stande war, aber einen höhern Standpunct einer ungewöhnlichen Erscheinung gegenüber hat sie nicht zu finden verstanden, und die Tiefe des Gemüthes und Hoheit des Geistes, ohne die eine solche Forderung allerdings nicht erfüllt werden konnte, sind ihr fremd geblieben. Ihr ähnlich war, in soweit wir uns ein Bild davon machen können, der ganze landgräfliche Hof gestimmt: mehr nach Außen gekehrt, Genuß liebend und bietend, auf der Höhe der Zeit und ihrer weltlichen Bildung stehend, aber von einer gewissen Oberflächlichkeit auch nicht frei zu sprechen. Das war der Boden, auf dem Thüringens herrlichste Blume zu blühen bestimmt war.

Elisabeth war ein heiteres Kind, das gern scherzte und spielte; dennoch zeigt sich in eben diesen Spielen

schon die ernste Richtung, die dann in der nächsten Zeit in voller Kraft durchbricht. Spielte sie mit ihren Gespielinnen, und hüpfte, zum Beispiel auf einem Bein, so legte ste es darauf an, daß alle auf die Kapelle zuhüpfen mußten, und fand sie diese verschlossen, so küßte sie inbrünstig das Schloß, die Thüre und die äußere Mauer, aus Liebe zu dem verborgenen Gotte, der drinnen ruhte. In allen ihren Spielen wurde sie immer von dem Gedanken an Gott beherrscht: durch Ihn und für Ihn hoffte sie zu gewinnen, denn Alles, was sie gewann, gab sie Armen, wie denn überhaupt die gränzenlose Nächstenliebe, in der später ihr ganzes Leben aufgehen sollte, sich schon jetzt in allen ihren Handlungen ausprägte. Immerfort ging sie in den Speisegewölben und Küchen des Schlosses umher, sammelte die Ueberbleibsel, und brachte sie sorgfältig den armen Hungrigen, was ihr schon damals den Unwillen der landgräflichen Hausbeamten zuzog.

Nach dem Gebrauche der damaligen Zeit nahmen Prinzessinen und Fräulein von hoher Abkunft zum Loose ihre Zuflucht, um sich aus der Zahl der Apostel einen besondern Schutzpatron zu wählen. Elisabeth, die sich schon die heilige Jungfrau zur Beschützerin und höchsten Fürbitterin auserſehen, hatte auch nach dem Bericht eines alten Manuscripts eine ganz besondere Verehrung zum heiligen Johannes dem Evangelisten, und zwar wegen der jungfräulichen Reinheit, deren hohes Vorbild dieser Apostel ist. Sie betete also gar eifrig, daß das Loos auf den heiligen Johannes fallen möchte, und ging dann demüthig mit ihren Gefährtinnen zur Losung. Man nahm zu diesem Ende zwölf Wachslichter, auf deren jedem der Name eines Apostels geschrieben war, und legte sie durcheinander auf den Altar, wo sich dann jede Wählende eines auf's Gerathewohl herausnahm. Das Wachslicht mit dem heiligen Johannes fiel gleich der Elisabeth zu; sie begnügte sich aber nach dem Bericht jener Guda nicht damit, sondern erneuerte zweimal die Probe, aber jedes-

mal mit demselben Erfolg. Sie hatte von nun an eine ganz besondere Andacht zu dem heiligen Johannes, und nie schlug sie eine Bitte ab, die man im Namen des hl. Johannes ihr vorbrachte. In ihrer Kleidung ließ sie besonders gern an Sonn- und Festtagen einen Theil ihres Schmuckes weg, um den lieben Gott lieber durch Demuth des Geistes, als durch glänzenden Schmuck zu ehren, und jeden Tag suchte sie irgend einen Anlaß, ihren Willen in kleinen Dingen zu brechen, um sich auf große Opfer vorzubereiten. Ihr Verlobter, der junge Prinz Ludwig, war unterdessen immer bei ihr, und Elisabeth blieb gerne in seiner Gesellschaft. Sie nannte ihn: „lieber Bruder", und er nannte sie: „liebe Schwester".

III. Kapitel.

Wie Landgraf Hermann von Thüringen starb, und die heil. Elisabeth schon in ihrer Kindheit wegen ihrer Tugenden zu leiden hatte.

Das Leben der hl. Elisabeth sollte zu kurz sein, um Raum genug für solche große, innere Umwälzungen zu haben, wie man sie im Leben und der Bekehrung anderer berühmter Heiligen antrifft. Alles in ihrer gesegneten Laufbahn war dazu bestimmt, sich einander zu entsprechen und folgerecht zu entwickeln. — Als sie kaum neun Jahre alt war, starb Landgraf Hermann, und dies war für Elisabeth ein Unglück. Wegen ihrer frühzeitigen Frömmigkeit hatte sie dieser fromme Fürst immer ganz besonders geliebt, und sie wie seine eigene Tochter behandelt; auch hätte, so lang er lebte, keiner es wagen dürfen, ihren Religionsübungen ein Hinderniß in den Weg zu legen. Nach seinem Tode aber wurde dies anders. Ludwigs große Tugend hielt denselben, trotzdem er regierender Fürst geworden, in einer gewissen Abhängigkeit von seiner Mutter, und diese sah ungern die außerordentliche Frömmigkeit der Elisabeth und bezeugte ihr darüber oft

ihr Mißvergnügen. Auch die junge Agnes, Ludwigs Schwester, die wegen ihrer reizenden Schönheit leichter von den Eitelkeiten der Welt angelockt wurde, machte ihr beständig über ihre demüthige Lebensart bittere Vorwürfe, und erklärte ihr sogar ohne Umschweife, sie tauge besser für eine Dienstmagd. Als die andern Edelfräulein sahen, wie Elisabeth täglich weniger Gefallen an ihren Spielen und Tänzen fand, wiederholten auch sie, was sie von Agnes hörten, und machten sich über sie lustig. Sogar die Beamten des landgräflichen Hofes errötheten nicht, sie mit Spott und Schimpf zu verfolgen.

Wirklich zeigte Elisabeth eine Art von Entfernung für die jungen Gräfinnen, die man ihr zur Gesellschaft gegeben, und zog den Umgang mit den schlichten Töchtern einiger Eisenacher Bürger vor. Dennoch durfte kein Gefühl des Stolzes oder verletzter Eigenliebe in ihrem Herzen die Oberhand gewinnen, und diese erste Probe der Ungerechtigkeit der Menschen wurde nur ein neues Band zwischen Gott und ihr. Um diese Zeit legte sie einen Beweis ihrer Demuth ab, den alle ihre Lebensbeschreiber anführen. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, wo in allen der Mutter Gottes geweihten Kirchen Ablässe zu erhalten waren, sagte die Landgräfin Sophie zu Agnes und Elisabeth: „Laßt uns nach Eisenach zur Liebfrauenkirche gehen und die schöne Messe der deutschen Herren, welche die hl. Jungfrau besonders ehren, mit anhören. Legt eure schönsten Kleider und goldenen Kronen an.“ Nachdem die beiden Prinzessinnen, sich, wie ihnen befohlen, geschmückt hatten, gingen sie mit der Landgräfin in die Kirche, und knieten auf einem Betstuhle vor einem großen Kruzifix nieder. Beim Anblick dieses Bildes des sterbenden Heilandes nahm Elisabeth ihre Krone vom Haupte, legte sie auf den Betstuhl, und warf sich auf die Erde nieder. Als dieses die Landgräfin sah, sagte sie heftig zu ihr: „Was meint Ihr damit, Jungfrau Elisabeth? Soll Jedermann Eurer spotten? Jungfrauen müssen sich

aufrecht halten, und sich nicht niederwerfen wie Thörinnen, oder wie alte Nonnen, die so faul sind, daß sie wie ein müder Gaul niederfallen! Könnt Ihr es nicht wie wir machen, anstatt Euch wie ein ungezogenes Kind zu geberden?“ Da richtete Elisabeth sich auf und sagte demüthig: „Liebe Frau, verargt mir dies nicht. Hier steht vor meinem Angesichte der süße und milde Heiland mit Dornen gekrönt. Meine Krone würde Ihn verhöhnen, wenn ich Ihm so üppig gegenüberstünde, mit Perlen, Gold und Edelsteinen geschmückt.“ Dann fing sie bitterlich an zu weinen, legte sich wieder wie vorher auf die Erde, ließ Sophie und Agnes reden, und fuhr so eifrig im Gebete fort, daß sie einen Zipfel ihres Mantels, den sie vor ihr Gesicht hielt, ganz mit Thränen durchnäßte. Um vor den Augen des Volkes einen unangenehmen Abstand zu vermeiden, sahen sich die beiden Frauen genöthigt, ebenfalls mit dem Mantel ihr Gesicht zu verhüllen, was sie, wie ein alter Chronikschreiber bemerkt, lieber nicht gethan hätten.

Solche Züge vermehrten die Erbitterung, die bereits am landgräflichen Hofe gegen sie herrschte, immer mehr, und die Verwandten, Räthe und Vasallen des Landgrafen drangen immer mehr darauf, die hl. Elisabeth ihrem Vater zurückzuschicken. Die Freunde des jungen Landgrafen benutzten jede Gelegenheit, ihn zu veranlassen, Elisabeth aufzugeben, und die Landgräfin Mutter bot Alles auf, sie zu nöthigen, in ein Frauenkloster zu gehen. Besonders quälte sie aber die Prinzessin Agnes, die ihr immer vorwarf, daß sie ihren Beruf verfehlt habe und besser Magd geworden sei.

So war die heil. Elisabeth, kaum der Kindheit entwachsen, ohne Freunde, ohne menschlichen Trost, des väterlichen Schutzes beraubt, an einem fremden Hofe wehrlos ihren Feinden Preis gegeben. Um so mehr nahm sie aber ihre Zuflucht zu Gott, vertraute Ihm ihren Schmerz und bat Ihn, seine liebreichen Absichten über sie durch

alle Proben, die Er für angemessen erachte, zu erfüllen. Gott, der Allgütige, nahm auch das Gebet Elisabeths gnädig auf, und belohnte sie bald für ihre Geduld. Landgraf Ludwig war der Einzige an seinem ganzen Hofe, der sich nicht gegen sie hatte einnehmen lassen, und blieb wider alle Erwartung, trotz allen Einflüsterungen seiner Freunde, und der Ermahnungen seiner Mutter, der Verlobten seiner Kindheit unverbrüchlich treu. Ja, seine Liebe zu ihr wuchs mit jedem Tage, und gerade das, was der hl. Elisabeth die Beschimpfung der Welt zuzog: ihre äußerste Bescheidenheit, ihre große Frömmigkeit und Milde, das erfüllte ihn mit Bewunderung, und er gedachte bei sich, wie glücklich er sein würde, es ihr abzulernen. Je mehr die Bösen ihn mit treulosen Rathschlägen umlagerten, um so mehr fühlte er sein Gemüth von Treue und Zärtlichkeit gegen diese unschuldige Fremde durchdrungen; je mehr er Andere sie wegen ihrer Tugenden hassen sah, um so inniger fühlte er das Bedürfniß, sie zu lieben und zu beschützen. Bald benutzte er alle Gelegenheiten, um sie in ihren trüben Stunden, ohne Beleidigung seiner Mutter, im Geheimen trösten zu gehen. Auch fand Elisabeth in diesem liebevollen Umgang eine unaussprechliche Erleichterung. Kam der junge Landgraf auf seinen Reisen durch Handelsstädte, so kaufte er immer irgend etwas Seltenes für seine Verlobte, und wenn er sich dann dem Schlosse näherte, und sie ihm zum freundlichen Gruße entgegen kam, umarmte er sie zärtlich, und schenkte ihr das Mitgebrachte zum Zeichen, daß er unterwegs an sie gedacht hatte. Einmal jedoch hatte er vergessen, das gewohnte Geschenk mitzubringen, und die Prinzessin, durch Verfolgung und Ungerechtigkeit mißtrauisch gemacht, fühlte dies tief; ihre Feinde aber freuten sich über diese Andeutung veränderter Gesinnungen Ludwigs. Den guten Ritter Walter von Varila rührte das Leiden der Prinzessin, die ihm besonders anempfohlen war, und bei Gelegenheit einer Jagd, wo er mit Ludwig im Grase ruhte,

fragte er den Fürsten, wie er es mit Elisabeth zu halten gedenke. Von der Stelle, wo sie saßen, konnte man den Inselberg, den höchsten in ganz Thüringen, erblicken, und Landgraf Ludwig streckte seine Hand aus und sagte: „Siehst du jenen Berg? Wenn er vom Fuße bis zum Gipfel eitel Gold wäre, und ich sollte ihn haben, wenn ich meine Elisabeth verstieße, so würde ich es doch nie thun. Man denke und sage von ihr, was man wolle; mir ist sie lieb, und Nichts auf dieser Erde ist mir lieber." Walter bat um die Erlaubniß, ihr diese Worte wiedersagen zu dürfen, worauf Ludwig einen kleinen, in Silber gefaßten Spiegel, auf dessen Rückseite sich das Bild des gekreuzigten Heilandes befand, aus der Tasche zog und sagte: „Gib ihr dieses als ein neues Unterpfand meiner Treue und sage ihr, daß ich niemals die Reden Anderer gegen sie anhören werde." Hocherfreut empfing Elisabeth dies Geschenk und dankte Waltern, der ihr wie ein Vater diene.

Mittlerweile war Ludwig 18 Jahre alt geworden und wurde am St. Kilianstage 1218 in der St. Georgs-Kirche zu Eisenach zum Ritter geschlagen. Das folgende Jahr verwendete er zu einem Kriegszug gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz, und nöthigte diesen um Frieden zu bitten. Als er von seinem Feldzuge zurückkehrte, verkündigte er laut seine Absicht, Elisabeth zu heirathen, und machte hiermit alle Beleidigungen verstummen; von nun an war es Menschen nicht mehr möglich, länger zwei Seelen zu trennen, die Gott in seinem Rathschlusse vereinigt hatte. „Bewundert, sagt ein Geschichtschreiber, diesen glücklichen jungen Mann, wie er bei seiner Heirath für den Rath der Gottlosen taub, und dem Durst nach Golde fremd bleibt, denn er weiß, daß ein gutes Weib jener gute Theil ist, den der Herr denen versprochen, die recht handeln."

IV. Kapitel.

Heirath und ehliches Glück der hl. Elisabeth.

Die Trauung wurde im Jahre 1220 auf der Wartburg mit vieler Pracht gefeiert. Ludwig war 20 und Elisabeth 13 Jahre alt. Unschuldiger noch durch ihr Herz als durch ihr Alter, mehr im Geist und Glauben, als durch Zuneigung miteinander verbunden, liebten sie sich, wie gemeldet wird, in Gott mit unglaublicher Liebe, daher auch die heiligen Engel bei ihnen wohnten.

Fast alle Biographen der hl. Elisabeth sind unwillkürlich Lobredner Ludwigs geworden, der wirklich eine unendlich liebenswürdige Persönlichkeit war. Elisabeth liebte ihn mit feuriger und doch bescheidener Zärtlichkeit, aber er war ihrer und ihrer Liebe gewiß würdig. Die Geschichte seines Jahrhunderts bietet, den heiligen Ludwig von Frankreich ausgenommen, auch keinen Fürsten dar, der, so jung noch, in so hohem Grade alle Tugenden des Christen und Herrschers vereinigt hätte. Schon in seinem Aeußern sprach sich der Adel und die Reinheit seiner Seele aus. Seine männliche Schönheit war berühmt unter seinen Zeitgenossen und alle Schriftsteller preisen das Ebenmaß seiner Gestalt, seine blühende Farbe, seine blonden Haare, und den heitern, wohlwollenden Ausdruck seiner Züge; der Reiz seines Lächelns war unwiderstehlich und seine Stimme ungemein sanft. Er war bescheiden wie eine Jungfrau und beobachtete in seinen Reden die größte Zurückhaltung. Bei seinem Eintritte in das Jünglingsalter sich selbst überlassen, im sechzehnten Jahre Herr eines der mächtigsten, reichsten Fürstenthümer Deutschlands; von jedem Zauber der Macht, des Glanzes, des bewegten Lebens seiner Zeit, und was mehr ist, von treulosen Rathgebern und Schmeichlern umgeben, verdunkelte er dennoch nie durch den leisesten Schatten die Treue, die er Gott, sich selbst und derjenigen, welche er in Gott liebte, gelebt hatte. Eine so seltene, so entschlossene Tu-

gend konnte nur aus dem thätigsten Glauben und der Erfüllung aller religiösen Pflichten entstehen. Er war der eifrigste Vertheidiger der Rechte der Kirchen und Klöster, obgleich er, wie wir aus dem Kriege gegen den Erzbischof von Mainz ersehen, diese Rechte sehr wohl von dem persönlichen Interesse einzelner Prälaten zu unterscheiden wußte. Gewöhnlich war die Benedictiner-Abtei zu Reinhardsbrunn, wo er sich bemühte, die Kranken und Siechen durch seine liebevollen Worte und Almosen zu trösten, das Ziel seiner Wanderungen. Kein Fürst seiner Zeit übertraf ihn an Muth, selbst nicht an physischer Kraft und Gewandtheit, und mit diesem Muthe verband Ludwig im höchsten Grade jene edle Höflichkeit, welche sein großer Zeitgenosse, Franz von Assisi, die Schwester der Liebe genannt hat. Für Jedermann, besonders aber für seine Unterthanen empfand er ein Wohlwollen und zeugte eine Leutseligkeit, die sich nie verläugnete. Sanfte, offene Heiterkeit, liebenswürdige Vertraulichkeit walteten in seinen häuslichen und persönlichen Verhältnissen vor. Nur eine heftige Leidenschaft kennen die Geschichtschreiber an ihm, seine Gerechtigkeitsliebe. Ihr hing er mit Eifer, mit Selbstaufopferung an; ihr verdankte er es, daß er gesetzwidrige Handlungen zu strafen strenge genug war.

Wer seine Untergebenen drückte, wer sich Gewaltthätigkeiten erlaubte, oder ihm falsche, boshafte Anklagen hinterbrachte, den bestrafte er mit unerbittlicher Strenge. Seine Wahrheitsliebe bestand jede Probe, und das geringste Wort von ihm war so sicher als der feierlichste Eid. Kurz, Ludwigs Character und sein ganzes Leben lassen sich in dem edlen Wahlspruch zusammenfassen, den er von Jugend auf zu dem seinigen gemacht hatte: „Fromm, keusch und gerecht.“ Mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen rechtfertigte er jenen herrlichen Glauben der katholischen Zeiten, der eine Grundähnlichkeit zwischen dem Ritter- und Priesterthum annahm, und in den wahren Rittern die bewaffneten Priester der Gerech-

tigkeit und des Glaubens, in den Priestern dagegen die Ritter des göttlichen Worts und des Gebets erblickte. Uebrigens war auch Elisabeth mit allen Eigenschaften ausgestattet, die das Herz eines jungen Mannes rühren und gewinnen konnten. Vor Gott mit Demuth und Frömmigkeit geschmückt, war sie es vor den Menschen nicht weniger durch körperliche Schönheit. Sie wird von den Geschichtschreibern als eine regelmäßige Schönheit geschildert. Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich und schön, ihr Haar schwarz, und ihr Wuchs unvergleichlich schlank und voll Grazie. Besonders schienen ihre Augen ein Sitz der Zärtlichkeit, der menschenfreundlichsten Liebe und Erbarmung, und leicht erkannte man in dieser irdischen Schönheit, wie in einem Spiegel, den hellen Abglanz der himmlischen Schönheit ihrer Seele. So jung Elisabeth war, so kindlich sie ihren Mann liebte, so vergaß sie doch nie, daß er ihr Haupt war, wie Christus das Haupt seiner Kirche ist. Daher verband sie mit der feurigsten Liebe eine große Ehrfurcht gegen ihn, und gehorchte dem geringsten Worte von ihm freudig und besorgt, ihn durch keine ihrer Handlungen zu verletzen oder auch nur ungeduldig zu machen. Doch war das Joch, dem sie sich auf diese Weise unterwarf, wie die Kirche es will, ein Joch der Liebe und des Friedens, denn Ludwig ließ ihr alle Freiheit zu frommen und milden Werken, die einzigen, auf die Elisabeth Werth legte. Er half ihr sogar dabei, und hielt sie nur zurück, wenn ihm ihr Eifer zu weit zu gehen schien. Dann wurde er auch immer folgsam angehört. Nie jedoch brauchte Ludwig Zwang, um sie von ihren frommen Uebungen abzuhalten; im Grunde des Herzens freute er sich vielmehr darüber. Er sah wohl, sagt eine Chronik, daß sie Gott von ganzem Herzen liebte, und fand darin seine Beruhigung. Elisabeth ihrerseits, der Frömmigkeit und Weisheit ihres Gemahls vertrauend, verbarg ihm keine ihrer Bußübungen, überzeugt, er werde sich nie zwischen sie und ihren Gott eindrängen. Denn

so wie sich Beide häufige Beweise ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit gaben, so ermahnten sie auch einander, auf der Bahn der Vollkommenheit weiter zu streben. So wurde ihnen die heißeste Zuneigung, die sie verband, zur Quelle aller Innigkeit und Wonne der höchsten Liebe. Der ernste, reine Character ihrer Gefühle sprach sich besonders in der rührenden Art aus, womit sie, auch nach der Ehe fortfuhren, sich Bruder und Schwester zu nennen, als wollten sie dadurch das Andenken an die gemeinsam verlebte Kindheit verewigen. Das Glück, zusammen zu sein, war ihnen so unentbehrlich, die reine Neigung, die sie aneinander fesselte, so mächtig, daß sie es nicht ertragen konnten, auch nur die kürzeste Zeit von einander getrennt zu sein. Auch auf seine Reisen nahm der Landgraf, wenn es irgend anging, Elisabeth mit sich, und sie scheute kein Ungemach, wenn sie ihn begleiten konnte. Zog er aber in weitere Ferne und in den Krieg, wohin sie ihm nicht folgen konnte, so legte sie allen Schmuck ab, der in ihren Augen keinen Werth hatte, kleidete sich einfach und wie eine Wittwe. Erwartete sie ihn aber zurück, so schmückte sie sich wieder, um ihrem heimkehrenden Manne, wie sie ausdrücklich hervorhob, nicht zu mißfallen.

So genoß Elisabeth jenes Glück der ersten Jahre, jene süßen Freuden des Morgens unserer Tage, die keine späteren Freuden ersetzen, die auch kein Schmerz vergessen machen kann. Gott verleiht oft seinem Geschöpfe diesen Morgenthau, damit es hernach die Last und Hitze des Tages aushalten könne. Elisabeth, deren inneres Auge stets zum Himmel aufblickte, begriff die Gefahr dieses Glückes, so zärtlich sie sich auch demselben hingab. Sie fühlte, daß die Gnade, die ihr Gott gewährte, indem Er sie mit dem Manne verbunden, den sie so innig liebte, sie zu dessen eifriger Treue gegen ihren himmlischen Wohlthäter verpflichtete. Besonders strebte sie danach, ihren Körper durch Nachtwachen abzuhärten; auch trug die junge Fürstin unter ihren kostbaren Kleidern immer ein härenes

Hemde. Daneben ließ sie sich alle Freitage, und in der Fastenzeit alle Tage von ihren Dienerinnen geißeln, um, wie sie sagte, „unserm Herrn, der ebenfalls gegeißelt worden, einige Vergeltung anzubieten."

Hernach erschien sie wieder bei Hofe mit unveränderlich heiterem Gesicht und nahm ohne den mindesten Anstand an allen Festen und Versammlungen Theil, bei denen ihr Stand ihr eine Rolle anwies. Jede Art von äußerer Ueberteeibung in frommen Werken, jeden affectirten Schmerz verabscheute sie, und sagte von denen, die beim Beten ein trauriges oder ernstes Gesicht machten: „Sie sehen aus, als wollten sie Gott erschrecken, sie sollten ihm doch, was sie haben, freudig und wohlgemuth anbieten."

V. Kapitel.

Gehorsam der hl. Elisabeth gegen ihren Beichtvater und ihre Strenge gegen sich selbst.

Konrad von Marburg war ihr Beichtvater, und gegen diesen hatte Ludwig ihr erlaubt, in Allem, was mit dem Ansehen und den Rechten des Ehemannes nicht im Widerspruche stünde, ein Gelübde des Gehorsams abzulegen. Nun hatte Konrad seiner Büßenden vorgeschrieben, sich nur von solchen Gerichten zu nähren, von denen sie bestimmt wisse, daß sie von den Gütern ihres Gemahls, und nicht von den Abgaben seiner armen Unterthanen herrührten. Mit gewissenhafter Strenge führte die Landgräfin dies Gebot aus, nicht ohne zuweilen sehr in Verlegenheit zu gerathen. Ludwig jedoch, voll zarter Rücksichten für das Gewissen seiner Gemahlin, warnte sie oft, wenn Gerichte aufgetragen wurden, die nicht zu ihrer Regel paßten. Wußte er dagegen, daß Alles von seinen Gütern kam, so drang er in sie, es sich schmecken zu lassen. So stand sie aber oft von der reichlichsten Tafel hungrig und durstig auf. Es hat sich eine anmuthige Sage erhalten, wie Gott der hl. Elisabeth, selbst auf

sinnlich fühlbare Weise, das Rauhe und Zurückstoßende dieser Abtödtung milderte.

Einst, als ihr Mann abwesend war, nahm sie allein auf ihrem Zimmer ihr karges, aus trockenem Brod und Wasser bestehendes Mahl ein. Unvermuthet trat der Landgraf ein und wollte einen Trunk aus ihrem Glase thun. Zu seiner großen Verwunderung kostete er den herrlichsten Wein. Er fragte den Mundschenk, woher er diesen habe, und bekam die Antwort, daß man der Landgräfin nur Wasser gereicht habe. Ludwig schwieg nach dem Erzähler, und hatte Verstand genug, darin einen Beweis der göttlichen Huld und eine Vergeltung der Opfer zu sehen, die sich seine Frau auferlegte. Während Elisabeth ihren Sinnen ein so hartes Joch auflegte, und sich selbst mit so ausdauernder Strenge behandelte, floß ihr Herz über von Liebe und Barmherzigkeit gegen ihre unglücklichen Brüder. Aber nicht durch Geschenke und Geld allein konnte die junge Fürstin ihrer Liebe zu den Armen Christi genügen, sondern vielmehr durch jene persönliche Aufopferung, durch jene zarte, unermüdliche Sorgfalt, die gewiß in den Augen Gottes das unschätzbarste Almosen ist. So ging sie oft zu den entferntesten, durch Schmutz und unreine Luft widerlichsten Hütten und betrat sie mit einer Art von Andacht und liebevoller Vertraulichkeit. Auf einem dieser Wege, als sie mit Brod, Eier und Fleisch belastet, einen steilen Pfad, den man noch heute zeigt, von der Wartburg hinunterstieg, stand plötzlich ihr Mann, von der Jagd zurückkehrend, vor ihr. „Laß sehen, was du trägst," sagte er und zog ihren Mantel zurück, den sie erschrocken an ihre Brust drückte. Es waren aber nur weiße und rothe Rosen, die schönsten, die er je gesehen, darunter, was ihn um so mehr überraschte, als die Zeit dieser Blumen längst vorüber war. Er sah Elisabeth's Bestürzung, wollte sie liebkosend wieder beruhigen, hielt aber plötzlich inne, denn über ihrem Haupte erschien ihm ein leuchtendes Bild in Gestalt eines

Kruzifixes. Da sagte er zu ihr: „Geh' nur ruhig deines Weges," stieg in tiefem Nachdenken über das, was Gott mit ihr vorhatte, zur Wartburg hinauf, und nahm eine jener wunderbaren Rosen mit sich, die er sein ganzes Leben bewahrte. An der Stelle aber, wo dies geschehen, ließ er ein Kreuz errichten, um das Andenken an das Kreuz zu verewigen, das er über dem Haupte seiner Frau gesehen hatte. Von allen Unglücklichen, denen sie ihre Aufmerksamkeit schenkte, nahmen die größte Stelle in ihrem Herzen die Aussätzigen ein, und die Landgräfin Mutter äußerte sich hierüber oft mißfällig, denn diese Kranken waren im höchsten Grade eckelhaft und ansteckend. Elisabeth aber achtete wenig darauf und einmal, als sie einen armen Kranken, der von Allen verlassen war, in großem Elend fand, legte sie denselben, nachdem sie ihn gewaschen und mit heilsamen Oelen gesalbt hatte, in das Bett ihres Gemahls, der abwesend war. Während sie damit beschäftigt war, kehrte der Landgraf zurück. Seine Mutter ging ihm ganz entrüstet über Elisabeth entgegen, und führte ihn mit den Worten: „Ich will dir Einen zeigen, den Elisabeth viel lieber hat als dich," in sein Schlafgemach. Als der Landgraf dieses hörte, konnte er sich eines gewissen Unwillens nicht enthalten, und riß rasch die Decke von seinem Bette. In demselben Augenblicke aber öffnete, nach dem schönen Ausdrucke des Geschichtschreibers, Gott sein inneres Auge und statt des Aussätzigen sah er das Bild des Gekreuzigten in seinem Bette. Bei diesem Anblicke blieb er, wie seine Mutter stumm vor Staunen und brach in Thränen aus. Dann sagte er zu Elisabeth: „Meine liebe Schwester, solche Gäste sollst du mir recht oft in's Bett legen, das ist mir wohl zu Dank. Niederknieend sprach er dies Gebet: „Herr, habe Erbarmen mit mir armen Sünder; ich bin all dieser Wunder nicht würdig, das erkenne ich zu deutlich; stehe mir bei, daß ich ein Mann nach deinem göttlichen Herzen und Willen werde!"

Den tiefen Eindruck, den dieses Wunder auf den Landgrafen gemacht hatte, benutzte Elisabeth dazu, um die Erlaubniß zu erhalten, ein Krankenhaus am Abhang des Felsens zu erbauen, auf dem die Wartburg liegt. Hier verpflegte sie seit jener Zeit 28 Kranke und Altersschwache, die nicht mehr auf das Schloß kommen konnten. Jeden Tag besuchte sie dieselben und brachte ihnen Speise und Trank. Indem Elisabeth so für und mit den Armen lebte, darf es uns nicht wundern, daß Gott ihr jene Liebe zur Armuth eingegeben, durch welche sich die meistbegnadigten Seelen von jeher ausgezeichnet haben. Während Franz von Assisi, aus dem Volke hervorgegangen, der Welt gleichsam ein neues Thor zum Heiligthume öffnete, durch welches sich alle nach Selbstverleugnung lechzenden Seelen drängten, erweckte Gott mitten unter der deutschen Ritterschaft diese Königstochter, die, erst fünfzehn Jahre alt, ihr Herz schon von einer glühenden Sehnsucht nach evangelischer Armuth verzehrt fühlte, und den Stolz und die Pracht ihrer Standesgenossen durch die tiefste, entschiedenste Verachtung aller irdischen Güter beschämte. In der Blüthenfülle ihrer Jugend und Schönheit hatte sie bereits die letzten Fasern weltlicher Eitelkeit ihrem Herzen zu entreißen gewußt. Ein alter Schriftsteller sagt von ihr: „Sie, die in fürstlicher Herrlichkeit dastand, wählte den Stand der Armuth, damit die Welt nichts an ihr hätte, und sie arm wäre, wie Jesus Christus arm gewesen."

Mit ihren Frauen, die zugleich auch ihre Freundinnen waren, unterhielt sie sich oft weitläufig über die Freuden der Armuth. Die junge Fürstin, die noch so kindlich im Gemüthe wie an Jahren war, suchte dann oft im Bilde wenigstens ihre frommen Wünsche zu verwirklichen. Sie legte dann ihre fürstlichen Kleider ab, hüllte sich in einen elenden, grauen Mantel, wie ihn nur Arme und Landleute trugen, bedeckte ihr Haupt mit einem zerrissenen Schleier und ging vor ihren Frauen hin und

her, wie eine arme Bettlerin, die um Brod bittet. Und als hätte eine innere Stimme ihr das Schicksal offenbart, das Gott ihr aufbewahrte, sagte sie dann die prophetischen Worte: „So werde ich umhergehen, wenn ich um Gottes willen arm und elend sein werde.“ Ihr kurzes Leben war nur eine lange, himmlische Kindheit, nur ein immerwährendes Befolgen des Wortes, das der Herr gesprochen, als er ein Kind nahm und es mitten unter seine Jünger stellte: „Wahrlich, ich sage Euch, wenn Ihr Euch nicht bekehret und werdet wie die Kindlein, so werdet Ihr nicht eingehen in das Himmelreich.“ Mit jedem Tage nahm ihre inbrünstige Liebe zu Gott zu, und äußerte sich ganz besonders in Werken der Nächstenliebe. Um ihre Brüder wie sich selbst, ja mehr noch als sich selbst zu lieben, mußte sie wohl Gott über Alles lieben. Mit Hülfe der grenzenlosen Demuth, die in ihrem Herzen herrschte, lernte sie immer mehr Alles unterwerfen, was noch Irdisches in ihr war, und gelangte trotz ihrer Jugend, den Pflichten ihres Standes und den Zerstreuungen ihres hohen Ranges zu einem Grade der Ruhe und des Vertrauens in Gott, um welchen die größten Heiligen sie hätten beneiden dürfen.

Sie ging sehr oft zum Tische des Herrn, aber immer mit Bangen und Ehrfurcht. Mit aller Einsicht des Glaubens begriff Elisabeth den unaussprechlichen Werth dieser Schätze, und besonders bei der heiligen Messe suchte sie durch äußere Demuthsbezeigungen ihre innige Dankbarkeit für die stets erneuerte Darbringung des unschuldigen, höchsten Sühnopfers an den Tag zu legen. Sie mußte sich aus Rücksicht auf die Gegenwart ihres Gemahls, und um den Gläubigen keinen Anstoß zu geben, ihrem Range gemäß kleiden, aber die Demuth ihres Herzens sprach sich dennoch in ihrer bescheidenen, zurückgezogenen Haltung, sowie auch dadurch aus, daß sie vor dem Altare allen Schmuck, den sie ohne Schwierigkeit ab- und anlegen konnte, wie Krone, Hals- und Armbänder, Ringe und

Handschuhe, von sich nahm. Einmal, während des Kanons der heiligen Messe, wo Elisabeth in eifrigem Gebete versunken war, bemerkte der Priester, ein Mann vom heiligsten Wandel und Rufe, wie sich ein himmlisches Licht um sie verbreitete, wie im Augenblick der Wandlung das Antlitz der Fürstin in überirdischem Glanze strahlte, so daß er ganz davon geblendet wurde; ja bis zur Kommunion sah er sich selbst, als hätte er in vollem Sonnenlichte gestanden, von den Strahlen der Sonne umgeben, die ihrem Antlitze entströmten. Voll Staunen pries er Gott, daß er durch ein sichtbares, wundervolles Licht das innere Licht dieser heiligen Seele offenbart habe, und erzählte später, was er gesehen. Rührend war die Andacht und Liebe, mit der die heil. Elisabeth die Tage der heil. Fastenzeit feierte, in denen die Kirche durch so ausdrucksvolle Ceremonien den Gläubigen das schmerzlich unaussprechliche Geheimniß unserer Erlösung in's Gedächtniß ruft. Am grünen Donnerstage, nach dem Vorbilde des Königs der Könige, legte diese Königstochter Alles ab, was sie nur an weltlichen Prunk erinnern konnte, zog einen armen Bettelrock an, und ging auf einer Art von Sohlen, die damals nur von Armen getragen wurden, alle Kirchen besuchen. Auch wusch sie demüthig an diesem Tage zwölf Armen, zuweilen zwölf Aussätzigen die Füße, und gab jedem zwölf Silberstücke, ein tuchenes Kleid und ein Weißbrod. Die ganze Nacht vom grünen Donnerstage auf den Charfreitag durchwachte sie im Gebet und in Betrachtung des bittern Leidens unseres Herrn. Beim Anbruch des Tages, an dem das göttliche Opfer vollbracht worden, sagte sie zu ihren Frauen: „Heute soll mir keine von Euch irgend eine Ehrfurcht bezeigen." Dann ging sie barfuß, in der Volksmenge verloren, in die Kirchen, und wurde oft dabei, da man sie nicht erkannte, von der Menge wie jede andere Frau aus dem Volke unbarmherzig gedrückt und gestoßen. Der himmlische Trieb ihres Herzens sagte ihr, ein solcher Tag werde festlicher

durch Demuth als jede andere Tugend begangen. Sie that sogar der übermäßigen Großmuth ihrer Natur Gewalt an, um sich desto unbemerkter unter die Kleinen und Niedrigen zu mischen. Einer ihrer Zeitgenossen sagt daher von ihr: „Ihre ganze Herrlichkeit war im Kreuze und in dem Leiden Christi; die Welt war ihr, und sie der Welt gekreuzigt.“

Auch konnte der Gott, der sich selbst einen eifersüchtigen Gott nennt, nicht zugeben, daß das Herz seiner treuen Magd nur einen Augenblick von blos menschlichen Gedanken und Gefühlen, wie rechtmäßig auch ihr Gegenstand sein mochte, in Besitz genommen wurde. Ein merkwürdiger Zug, den Kaplan Berthold und viele Andere von ihr erzählen, zeigt uns, wie weit die zarten Scrupel von Elisabeth und ihrem Gemahl getrieben wurden. Einst, als sie zusammen einer feierlichen Messe in der St. Georgs-Kirche zu Eisenach beiwohnten, heftete die Landgräfin, die Heiligkeit des Meßopfers vergessend, die Blicke auf ihren vielgeliebten Gemahl, blieb lange in Schauen versunken und überließ sich gerne der Bewunderung seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, die ihn Allen so theuer machte. Als Elisabeth aber im Augenblicke der Wandlung wieder zu sich kam, und der Priester die geweihte Hostie dem Volke zur Anbetung emporhob, glaubte sie in seinen Händen den gekreuzigten Heiland mit bluttriefenden Wunden zu erblicken. Von diesem Anblick betroffen, erkannte sie sogleich ihren Fehler, fiel auf ihr Angesicht nieder und bat Gott, in Thränen zerfließend, um Verzeihung. Als die Messe beendigt war, ging der Landgraf mit seinem ganzen Hofe hinaus, Elisabeth aber blieb in Thränen vor den Stufen des Altares. Das Mahl war unterdessen für die zahlreichen Gäste bereitet, und da Niemand es wagte, die Landgräfin in ihrem Gebete zu stören, ging Ludwig selbst zu ihr und frug mit großer Sanftmuth, warum sie so lange auf sich warten ließe. Elisabeth erhob ihr Haupt und sah ihn stumm an; als er aber sah, wie ihre Augen

roth wie Blut von den vergossenen Thränen waren, frug er ganz bestürzt: „Liebe Schwester, warum hast du so bitterlich geweint?“ Als er nun ihre Erzählung hörte, fing er selbst mit ihr zu weinen und zu beten an; nach einiger Zeit aber stand er auf und sagte: „Laß uns nun fröhlich sein in Gott, ich will dir helfen Buße thun und dich bessern.“ Da er aber sah, daß sie zu überwältigt war, um am Hofe zu erscheinen, trocknete er seine Augen und kehrte zu seinen Gästen zurück, während Elisabeth fortfuhr, ihren Fehler zu beweinen.

VI. Kapitel.

Annäherung der hl. Elisabeth an den hl. Franziskus und ihr Eintritt in den dritten Orden.

In demselben Jahre, wo die hl. Elisabeth auf dem Schlosse zu Presburg das Licht der Welt erblickte 1207, wurde der hl. Franziskus dem Herrn wiedergeboren. Er verzichtete in diesem Jahre für immer aus Liebe zu Gott auf Vermögen, Familie und Ehre, und löste, von seinem Vater geschlagen und eingekerkert, durch seiner Mutter Liebe wieder befreit, von seinen Mitbürgern verkannt und verfolgt, so jedes Band, um allein auf die Eroberung der Welt auszugehen. Es ist hier nicht der Ort, die wunderbaren Triumphe der ersten Predigten des hl. Franziskus in Italien zu erzählen. Der Anstoß, den das begeisterte Wort des neuen Apostels den schlummernden, erschlafften Gemüthern ertheilte, die Umwälzung, die es in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorbrachte, war so gewaltig, daß der Apostel selbst auf Mittel sinnen mußte, die Kraft, die Gott so wunderbar in ihm regte, zu zügeln. Bei jedem Schritte traf er auf Ehemänner, die Weib und Kind verlassen wollten, um mit ihm sich der Armuth zu widmen, auf Frauen, die ihre Gatten- und Mutterpflichten aufgeben wollten, um sich dem Orden der Clarissinnen, dem die Schwester des Heiligen vorstand,

anzuschließen. Da ihm nun nur die peinliche Wahl blieb, entweder diese heilsamen Keime, die sich in Aller Herzen regten, zu ersticken, oder eine Auflehnung gegen die Bande, die Gott selbst geknüpft, zu begünstigen, verfiel er auf einen Mittelweg, dem der Segen des Himmels auch nicht versagt wurde. Im Jahre 1221 schrieb er die Regel des sogenannten dritten Ordens der Büßenden, weil sie den dritten Zweig seiner Familie bildeten, in welcher er das Haupt seiner Brüder, und die Klosterfrauen der heiligen Clara den zweiten Platz einnahmen. Nach den Bestimmungen dieser Regel bedurfte eine verheirathete Person zuerst der Erlaubniß ihres Gatten. Alles begangene Unrecht mußte vor der Aufnahme wieder gut gemacht werden. Man sagte sich weder von seiner Familie noch von seiner Stellung los, durfte sich aber nur in graue Stoffe kleiden, und nur ausnahmsweise Waffen für die Sache des Vaterlandes und der Kirche tragen. Diese Regel sollte eben nur eine Art frommer Bruderschaft sein. Die unermeßlich schnelle Verbreitung des Franziskanerordens ist eine der merkwürdigsten Thatsachen jener Zeit, und man darf annehmen, daß die Kirche sie vornehmlich der Brüderschaft dieses dritten Ordens verdankte. Nirgends konnten die Klosterbrüder des hl. Franziskus wohl mehr Theilnahme finden, als bei der frommen Landgräfin von Thüringen. Sie unterstützte dieselben mit ihrem ganzen Ansehen, und gründete gleich bei der ersten Einführung der Brüder ein Franziskanerkloster mit einer Kirche zu Eisenach. Durch sie hörte die hl. Elisabeth von dem Vorhandensein des dritten Ordens in Italien und fühlte sich von den Vortheilen betroffen, die eine solche Verbrüderung einer eifrigen Christin gewährte. Demüthig erbat sie sich die Erlaubniß, sich in diesen Orden aufnehmen zu lassen, und, als sie diese von ihrem frommen Gemahl sogleich erhalten, ging sie so das erste Bündniß mit dem Heiligen ein, neben dem sie nicht lange nachher im Himmel thronen sollte. Der hl. Franziskus erfuhr bald, welche Eroberung

seine Brüder an Elisabeth gemacht hatten, und besprach sich oft mit dem Cardinal Hugolino über die seltenen, rührenden Tugenden dieser jungen Fürstin. Dieser Cardinal wurde später Papst Gregor IX., und ihm war es bestimmt, die heil. Elisabeth auf dieser Welt zu schützen, und ihre Verherrlichung in jener zu verkünden. Einst rieth der Cardinal dem hl. Franziskus, der hl. Elisabeth ein Andenken zu schicken, nahm ihm zugleich den armen, alten Mantel von den Schultern, und sagte ihm, daß er diesen seiner deutschen Tochter als eine verdiente Anerkennung ihrer selbstgewählten Demuth und freiwilligen Armuth schicken solle. Der Heilige gehorchte seinem Freunde und schickte der jungen Fürstin dies bescheidene Geschenk mit einem Briefe, worin er sich mit ihr über all' die Gnaden freut, womit Gott sie ausgestattet. Elisabeth war hoch erfreut über dieses in ihren Augen so kostbare Geschenk, und bewies es durch den Werth, den sie immer auf seinen Besitz legte. Wenn sie im Gebet eine ganz besondere Gnade erlangen wollte, legte sie diesen Mantel dazu an, und als sie später auf jeden Besitz, wie er auch sein mochte, verzichtete, behielt sie dennoch diesen theuren Mantel ihres geistlichen Vaters bis an ihren Tod bei sich. Dann vermachte sie ihn, wie ihren köstlichsten Schatz, einer Freundin. Seitdem wurde er mit größter Sorgfalt von den deutschen Rittern zu Weißenfels in der Diözese Speyer verwahrt. Als die Fürstin kaum 17 Jahre alt war, mußte sich ihr Beichtvater, Pater Rodinger, den sie sich aus den Franziskanern gewählt hatte, von ihr entfernen. Sie frug ihren Gemahl um seinen Rath, wie sie sich einen andern Seelenführer wählen solle, und dieser, den es schmerzte, daß sie ihm nicht hinlänglich in der heiligen Schrift und den Religionswissenschaften unterrichtet schien, schrieb an den Papst und bat ihn um einen gelehrten, aufgeklärten Führer für Elisabeth. Der Papst antwortete, daß er von keinem gelehrtern Mann, keinem frömmern Priester als dem Magister Konrad von Mar=

burg, den Ludwig und Elisabeth schon früher kannten, wisse, und der jetzt das Amt eines apostolischen Commissärs in Deutschland verwaltete. Dieser merkwürdige Mann verband mit der ausgedehntesten Gelehrsamkeit musterhafte Sittenreinheit. Außerdem wollte er arm sein und verzichtete auf alle zeitlichen Güter, auf welche er sowohl wegen seiner edlen Abkunft, als vermöge seiner Stellung Anspruch hatte. Sein Aeußeres war im höchsten Grade einfach, ja strenge, und seine glühende Beredsamkeit wirkte mächtig auf alle Gemüther. Papst Innocenz III. hatte ihn besonders dazu ausersehen, den drohenden Fortschritten der Ketzerei der Waldenser und ähnlicher Irrthümer entgegenzuwirken, und Konrad hatte sich diesem Auftrage mit der ganzen Energie seiner kräftigen Seele hingegeben. Zugleich sollte er den Kreuzzug predigen, und er wußte mit siegender Ueberzeugung, mit einer heiligen Begeisterung und Ausdauer mehr als einmal die deutsche Lauigkeit für diese heiligen Züge anzufeuern. Während der zwanzig Jahre seines Amtes wich er vor keinem Widerstande, kannte kein Hinderniß, so furchtbar es auch scheinen mochte. Fürsten und selbst Bischöfe entgingen seiner Gerechtigkeit nicht, wenn sie ihm schuldig schienen, so wenig wie die ärmsten Laien, und man darf dieser entschiedenen Unparteilichkeit die große Popularität beimessen, die er sich in der Ausübung seines schwierigen Amtes zu erwerben gewußt hat.

Als die junge Fürstin hörte, daß ein durch Heiligkeit und Wissenschaft so berühmter Mann ihr seine besondere Sorgfalt widmen würde, fühlte sie sich von Demuth und Dank durchdrungen. „Ich armes, sündiges Weib," sagte sie, „bin nicht würdig, daß der heilige Mann mein pflegen soll. O Herr, wie danke ich dir für deine Gnaden!" — Als man ihr Konrads Ankunft meldete, lief sie ihm entgegen und rief aus: „Mein geistlicher Vater, empfange mich als deine Tochter in Gott; ich bin deiner nicht würdig, aber laß mich dir durch meinen Bruder empfohlen

sein!" Konrad, der in dieser frühen, tiefen Demuth einer jungen, mächtigen Fürstin die Vorboten ihrer künftigen Verherrlichung erblickte, konnte sich des Ausrufs nicht enthalten: „O Herr Christus, was wirkest du mit denen, die dein sind!" Man hat mehrfach die Einwirkung Konrads von Marburg auf Elisabeth getadelt, insofern er übermäßig streng gegen sie gewesen, und durch sein Verlangen unbedingten Gehorsams einen Zwiespalt in ihr Inneres geworfen und die schöne Harmonie ihrer Seele gestört habe. Konrad erblickte in ihr allerdings nur die einfache Christin, und der Unbeugsamkeit seines Charakters treu, erleichterte er ihr nicht im Mindesten das Joch, das sie freiwillig auf sich genommen. Einmal, als die Landgräfin von Meißen bei Elisabeth zu Besuch war, folgte sie nicht zur Predigt, als er sie rufen ließ. Ueber diesen Ungehorsam war er so unwillig, weil sie den Ablaß versäumt hatte, den der Papst Allen denen verliehen hatte, die seine Predigten anhörten, daß er ihr sagen ließ, er wolle mit ihrer Seelsorge von nun an nichts mehr zu schaffen haben. Elisabeth beschwor ihn flehentlich, seinen Entschluß zurückzunehmen, und ihr zu verzeihen. Endlich, nachdem sie lange gefleht, erhielt sie Verzeihung, aber nur gegen eine schwere Buße, die Konrad ihr und ihren Ehrenfräulein, denen er einen Theil ihrer Schuld zuschrieb, auferlegte. In den zwölf Verhaltungsregeln, die er ihr aufzeichnete, und die von den Geschichtschreibern sorgfältig aufbewahrt worden sind, ist von der ungeheuren Strenge eigentlich nichts zu finden. Wir schreiben sie hier ab, als den treuen Ausdruck der Richtung, die schon damals ihrem Leben vorwaltete:

1. Ertrage geduldig Verachtung in freiwilliger Armuth.
2. Laß dir die Demuth am Herzen liegen.
3. Laß fahren menschlichen Trost und Lüste des Fleisches.
4. Sei barmherzig gegen den Nächsten.
5. Habe Gott stets in deinem Herzen und Gedanken.

6. Danke Gott dafür, daß er dich durch seinen Tod von der Hölle und dem ewigen Tode erlöst hat.
7. Weil Gott Vieles für dich gelitten, so trage auch du dein Kreuz geduldig.
8. Weihe dich, Körper und Seele, ganz deinem Gotte.
9. Erinnere dich oft daran, daß du das Werk der Hände Gottes bist, und bestrebe dich daher, daß du auf ewig mit Gott vereiniget werden könnest.
10. Was du willst, daß dir die Menschen thun, das thue auch ihnen.
11. Denke immer daran, wie kurz des Menschen Leben ist, und daß die Jungen so gut wie die Alten sterben.
12. Bereue stets deine Sünden und flehe zu Gott, daß er sie dir vergebe.

VII. Kapitel.

Wie Gott die hl. Elisabeth mit Gnaden überhäufte, und sie dieselben zu Seiner Ehre verwendete.

Im Jahre 1221 erfuhr König Andreas, der einige Jahre vorher das Kreuz genommen und von einem ruhmvollen Feldzuge aus Egypten heimkehrte, daß die Ehe seiner Tochter vollzogen und sie Landgräfin von Thüringen geworden sei. Er beauftragte mehrere seiner Magnaten, die nach Aachen wallfahrteten, auf ihrer Rückkehr durch Thüringen zu ziehen und ihm genaue Nachrichten über seine Tochter, ihre Lebensart, ihren Hofstaat und den Zustand ihres Landes mitzubringen. Zugleich sollten sie dieselbe einladen, mit ihrem Mann nach Ungarn zu kommen, damit sie ihren alten Vater erfreue, der sehr große Sehnsucht habe, sie mit ihrem Gemahle zu sehen. Als nun diese Gesandten auf der Wartburg anlangten, empfing sie der Landgraf mit großer Zuvorkommenheit, zugleich aber fiel ihm ein, daß seine Gemahlin nicht in schicklichen Kleidern vor denselben erscheinen könne, da sie ihre Hochzeitskleider schon zerschnitten oder verschenkt hatte, und jetzt

keine Zeit mehr war, andere zu bestellen. Voller Bekümmerniß ging er zu ihr auf ihr Zimmer und sagte: „Liebe Schwester, es sind Leute vom Hofe deines Vaters gekommen; sie wollen gewiß erfahren, welche Lebensart du bei mir führst, und ob du auch einen geziemenden Hofstaat hast. Aber was wirst du nun anfangen? Ueber den Armen vergißt du dich selbst, und willst nur diese elenden Kleider tragen, die dir und mir Schande machen. Welch' eine Schmach für mich, wenn sie nun nach Ungarn zurückkehren, und dort erzählen, ich lasse es dir hier an Kleidern fehlen! Und doch habe ich jetzt keine Zeit mehr, dir andere, deinem und meinem Range angemessene, machen zu lassen." Elisabeth antwortete sanft: „Lieber Herr und Bruder, beunruhige dich nicht. Ich werde mich bei diesen Herren schon entschuldigen, und ihnen durch mein fröhliches Gesicht zeigen, daß mir nichts abgeht. Dann kniete sie nieder und bat Gott, sie ihren Freunden angenehm zu machen, zog sich hierauf, so gut es gehen wollte an, und ging zu ihrem Mann und den Abgesandten ihres Vaters. Zur großen Ueberraschung des Landgrafen erschien sie nicht allein im hellsten Glanze ihrer Schönheit, sondern mit prachtvollen Seidengewändern und einem himmelblauen, mit Perlen übersäeten Mantel geschmückt, so daß die Fremden ebenso von ihrer Schönheit als von ihrer Liebenswürdigkeit ganz geblendet waren. Nachdem der Landgraf seinen Gästen alle erdenkliche Ehren erwiesen hatte, reisten sie ab, und Ludwig kehrte eilend zu seiner Gemahlin zurück und fragte sie angelegentlich, wie sie es doch angestellt hätte, sich so glänzend zu kleiden. Sanft und fromm lächelnd antwortete sie: „Solches weiß der Herr zu wirken, wann es ihm gefällt." Nach einigen andern Schriftstellern wird dies Wunder so erzählt, als sei ein Engel der heil. Elisabeth erschienen und habe ihr Mantel und Krone mit den Worten überreicht: „Edle Braut des Himmels; dies sendet dir Gott und grüßt dich mit zärtlicher Freundschaft; diesen Mantel sollst du an=

legen und dich mit seiner Krone schmücken, zum Zeichen deiner ewigen Verherrlichung.“

Das Jahr nachher 1222 folgte Ludwig der Einladung des Königs Andreas und ging mit seiner Elisabeth und einem zahlreichen Gefolge von Herren und Damen nach Ungarn. Mit lebhafter Freude wurden sie dort empfangen, und der König Andreas veranstaltete eine Menge glänzender Feste und Turniere, wo sich die thüringischen Ritter ganz besonders auszeichneten. Bald nach seiner Rückkehr aus Ungarn gab Ludwig zur Feier der Vermählung seiner Schwester Agnes mit dem Herzog Heinrich von Oesterreich ein glänzendes Fest. Als man sich zu Tische setzen wollte, bemerkte man die Abwesenheit der Landgräfin. Sie hatte auf dem Wege von der Kirche einen armen, elenden Kranken auf der Schloßtreppe gefunden, der sie um ein Almosen anbettelte, und ihm gesagt, sie habe keine Zeit und auch nichts mehr zu geben; als derselbe aber immer dringender um Christi willen bat, warf sie ihm ihren seidenen Mantel hin, den der Bettler eiligst aufhob und damit verschwand. Nun konnte sie aber nach damaliger Sitte unmöglich ohne Mantel erscheinen, und ging, sich dem Herrn befehlend, auf ihr Zimmer. Ludwig, dem der ganze Auftritt vom Hofmarschall hinterbracht worden war, ging zu ihr, um sie abzuholen. Elisabeth bat, ob sie nicht ohne Mantel kommen könne; bei diesen Worten fiel ihr aber eine Kammerfrau in die Rede und sagte, daß sie den Mantel habe im Schranke hängen sehen, den der Bettler eben davon getragen. Landgraf Ludwig führte seine Gemahlin in demselben zur Tafel, war aber ernst und gesammelt und bedachte bei sich die großen Gnaden, die Gott seiner Elisabeth verlieh. Ein Geschichtschreiber sagt an dieser Stelle: „Wer könnte daran zweifeln, daß Christus selbst die Gestalt des nackten Bettlers angenommen hatte, um seine vielgeliebte Elisabeth wie ehemals den hl. Martin zu prüfen!“

Im Jahre 1223, als Elisabeth 16 Jahre alt war, gewährte ihr der liebe Gott zum ersten Male das Glück, Mutter zu werden. Um die Zeit, da sie ihre Niederkunft erwartete, mußte sich Ludwig auf den hessischen Landtag nach Marburg begeben. Elisabeth ließ sich deßhalb, um ihrem Manne näher zu sein, nach dem Schlosse Kreuzburg an der Werra bringen, und brachte daselbst am 28. März einen Sohn zur Welt. Die Freude des Landgrafen war unsäglich, und gab er dem Kinde zum Andenken an seinen Vater den Namen Hermann. Ein Jahr nachher gebar die Landgräfin auf der Wartburg eine Tochter, Sophie mit Namen, die später den Herzog Heinrich von Brabant heirathete, und die Stammmutter des hessischen Hauses wurde. Später brachte sie noch zwei andere Töchter zur Welt. Eine davon hieß ebenfalls Sophie, und die dritte, die erst nach dem Tode ihres Vaters zur Welt kam, war Gertrud. Beide nahmen später den Schleier. Rührend ist die Schilderung, wie sie ihren Kirchgang nach dem Wochenbette zu halten pflegte. Sie nahm das neugeborne Kind auf den Arm, verließ barfuß, in einfachem, wollenen Kleide das Schloß, und ging nach der außerhalb Eisenach liegenden Katharinenkirche. Der Pfad hinab war rauh und voller Steine, die ihre zarten Füße zerrissen und blutig machten. Dann trat sie mit dem Kinde auf den Armen in die Kirche, legte es mit einem Wachslicht und einem Lämmchen auf den Altar, und flehte in innigen, ausdrucksvollen Gebeten zu Gott um die Gnade, daß er das Kindlein unter seinen besondern Schutz nehmen möge. Zu Anfang des Jahres 1226 erhielt Landgraf Ludwig eine Einladung von Kaiser Friedrich II., sich zu ihm nach Italien zu begeben. Während der Zeit seiner Abwesenheit brach in Deutschland eine furchtbare Hungersnoth aus, die besonders Thüringen verheerte. Das arme Volk versank in's tiefste Elend; man sah die armen Leute sich durch Wälder und Landstraßen schleppen, um hier und da Wurzeln oder wilde

Früchte zu finden, womit sie ihren nagenden Hunger stillen konnten. Beim Anblick des furchtbaren Elendes, der halbverhungerten Menschen, erreichte Elisabeths Nächstenliebe und Barmherzigkeit ihren Höhepunkt. Sie hatte nur noch den einen Gedanken, wie sie ihren leidenden Mitmenschen helfen könne. Die Wartburg wurde der Sitz gränzenloser Mildthätigkeit, die sich unaufhörlich in unerschöpflichen Wohlthaten über die benachbarte Bevölkerung verbreitete. Alles baare Geld des landgräflichen Schatzes, was sich auf die damals ungeheure Summe von vier und sechszigtausend Goldgulden belief, ließ die Fürstin zum schlecht verhehlten Aerger der landgräflichen Beamten an das arme Volk austheilen. Außerdem ließ sie die Getreidekammern öffnen, in den Backöfen des Schlosses so viel Brod als möglich backen, und half mit unermüdlicher Thätigkeit und energischer Umsicht überall, wo die Noth am größten war. In Eisenach gründete sie außer dem erwähnten Krankenhaus zwei neue Hospitäler und übernahm zugleich die Aufsicht und einen großen Theil der Krankenpflege selbst. Jeden Tag ging die Fürstin, so sehr es sie auch ermüdete, den langen, rauhen Weg, der von der Wartburg zu diesen Hospitälern führte, hinab und hinauf, oft beladen mit Nahrungsmitteln, die sie ihren armen Kranken bringen wollte. In dieser Zufluchtsstätte des Elends angekommen, ging sie von einem Bette zum andern und leistete den Kranken die widerlichsten Dienste mit einem Eifer und einer Zärtlichkeit, die nur Gottes ganz besondere Gnade ihr geben konnte. Obgleich sie einen natürlichen Widerwillen gegen schlechte Luft hatte, blieb sie dennoch in der größten Hitze des Sommers, ohne den mindesten Ekel blicken zu lassen, in dieser verpesteten Atmosphäre der Krankensäle, während ihre Frauen fast ohnmächtig wurden und laut murrten. Und nicht allein körperliches Elend suchte sie zu lindern. Wo ein armer Kranker sich von einer Schuld gedrückt fühlte, oder Etwas auf dem Herzen hatte, lieh Elisabeth immer ihr mitlei=

diges Ohr und fand in den meisten Fällen Mittel, die Kranken zu beruhigen und ihnen die Last von der Seele zu nehmen. Dies dauerte bis zur Ernte des Jahres 1226 und nun versammelte Elisabeth alle arbeitsfähigen Armen, gab ihnen Sicheln, neue Hemden und Schuhe, und schickte sie an die Arbeit. Alles theilte sie mit eigenen Händen aus und nahm von Jedem liebevollen Abschied. — Ach, alle Denkmäler, von der fürstlichen Almosengeberin gegründet, sind untergegangen; das Volk hat sie zugleich mit dem Namen seiner Väter vergessen! Nur einige Namen haben der Zerstörung widerstanden und zeigen dem katholischen Pilger die Spur der vielgeliebten Heiligen. Selbst auf dem Schlosse Wartburg hat die Erinnerung an selbstgefälligen Stolz das Andenken an Elisabeths Demuth und Milde entthront; in der alten Kapelle, wo sie so oft gebetet, zeigt man jetzt dem Reisenden die Kanzel Luthers! Aber der Platz, wo das Krankenhaus gelegen, das sie an den Thoren ihrer Residenz errichtet, als habe sie mitten in dem Glanze ihres fürstlichen Ranges das menschliche Elend nie aus den Augen verlieren wollen, dieser bescheidene, verborgene Platz ist ihr geblieben und hat ihren Namen behalten. Hundert Jahre nach ihrem Tode 1331, gründete Landgraf Friedrich der Ernsthafte an der Stelle dieses Krankenhauses ihr zu Ehren ein Franziskanerkloster. Bei der Reformation, wo siebenzehn Klöster und Kirchen in einem Tage in Eisenach verwüstet und geplündert wurden, wurde auch dieses Kloster aufgehoben, und die Mönche und Priester zogen unter dem Gesange: „Herr Gott, dich loben wir!“ vom Volke verspottet und beschimpft hinaus. Das Monument der Heiligen, der Wohlthäterin des Landes, wurde nicht mehr geschont, als die andern; man verwandte die Steine davon zur Befestigung des Schlosses. Nur ein Brunnen hat sich erhalten; eine Quelle erquicklichen Wassers fließt in ein einfaches, steinernes Becken. Keine andere Zierath ist dabei angebracht, als die vielen Blumen und das üppige

Gras umher. Er heißt heute noch Elisabethenbrunnen, weil hier die fromme Landgräfin selbst das Leinenzeug für die Armen wusch.

VIII. Kapitel.

Landgraf Ludwigs Rückkehr aus Italien, und seine Vorbereitungen zum Kreuzzug.

Landgraf Ludwig hatte in Italien von der großen Noth seines Landes gehört, und bat deßhalb den Kaiser Friedrich um Entlassung vom Heere. Die Bitte wurde ihm gewährt, und am Vorabende des Johannisfestes, als man eben die Feuer auf allen Höhen anzündete, kam er in Cremona an. Nachdem er glücklich die Alpen überstiegen, erreichte er am 2. Juli Augsburg, wo er vierzehn Tage bei dem Herzog von Bayern verweilte, um denselben zu bewegen, Heinrich, den Sohn des Kaisers, bei sich aufzunehmen. Dann zog er auf sein geliebtes Thüringen zu, wo sich bereits die Nachricht von der Annäherung des geliebten Landesfürsten mit Blitzesschnelle verbreitet hatte. Es war, als hätten all' die Armen in der Ankunft ihres verehrten Fürsten das Ende ihres Elendes gesehen. Seine Mutter und Brüder freuten sich auch von Herzen, aber Elisabeths Freude war namenlos. Zum ersten Male war dieser von ihr so innig geliebte Gemahl, der Einzige, der sie so ganz begriff und ihre fromme Gemüthserhebung zu Gott und einem bessern Leben so theilnehmend mitempfand, von ihr getrennt gewesen. Elisabeth war auch wiederum die Einzige, die mit wundersamem Zartgefühle den ganzen Reichthum des Gemüths ihres Mannes ergründet hatte, während so Viele bei ihm nur die Gesinnungen und Leidenschaften der meisten Fürsten seiner Zeit voraussetzten. In dem Leben dieser beiden heiligen Eheleute zeigt auch Alles darauf hin, welch' tiefe innere Sympathie unter ihnen herrschte, und wie sehr sie ihrer selbst würdig waren.

Die Hausbeamten, der Truchseß und der Hausmarschall fürchteten sich vor dem Zorne des Landgrafen, wenn er erfahren würde, wie alle Getreidekammern geleert und der ganze Schatz verausgabt sei. Sie eilten ihm deßhalb entgegen und klagten die Landgräfin thörichter Verschwendung an, wie sie ihren wohlgemeinten Gegenvorstellungen kein Gehör gegeben und ihren Willen durchgesetzt habe. Solche Klagen, noch dazu in solchem Augenblicke, verdrossen den Landgrafen über die Maßen; er antwortete ihnen: „Ist meine liebe Frau gesund, so liegt mir nichts am Uebrigen. Laßt nur meine liebe Elisabeth geben, wem, wann und wie sie will; helft ihr, anstatt ihr entgegen zu arbeiten. Almosen werden uns nie zu Grunde richten, und Gott wird uns Alles wiedererstatten." Dann eilte er zu seiner geliebten Elisabeth, und sie empfanden Beide große Seligkeit in diesem Wiedersehen. Ludwig umfing sie freundlich und frug, wie ihre armen Leute in diesem harten Jahre gelebt hätten. Sie antwortete: „Ich habe Gott gegeben, was sein ist, das Deine und Meine hat Er uns behalten."

Während der edle Landgraf geschickt die wichtigsten Unterhandlungen leitete, womit ihn der Kaiser trotz seiner Jugend betraut hatte, hielt er zugleich ein wachsames Auge auf jede Ungerechtigkeit, die während seiner Abwesenheit in seinem eigenen Lande geübt worden war. Bald nach seiner Ankunft besuchte er seine geliebten Mönche in Reinhardsbrunn. Der Abt klagte ihm, daß ein benachbarter Edelmann, der von Saltza, seine Abwesenheit benutzt habe, um den Mönchen ein Stück Land wegzunehmen und auf demselben ein festes Schloß zu erbauen. Von dort aus plage er die Mönche und die Leute umher unaufhörlich. Dies war an einem Samstag Abend. Ludwig ließ sofort den Vogt von Eisenach und den von der Wartburg entbieten, am nächsten Morgen bei Tagesanbruch mit ihren Leitern und dem nothwendigen Gezeug zum Ersteigen der Mauern vor den Thoren des Klosters mit

ihm zusammenzustoßen. Am Sonntag hörte er bei Tagesanbruch eine stille Messe und befahl dem Abt, vor seiner Rückkehr das Kreuz nicht umtragen, und keine hohe Messe singen zu lassen. Dann saß er auf, ritt seinen Leuten entgegen und führte sie gleich zum Sturme auf das Schloß. Die Ueberraschung verbreitete einen panischen Schrecken, die Mauern wurden erstiegen und der von Saltza gefangen genommen. Der Landgraf ließ ihn fesseln und zu Fuße nach der Abtei führen. Nun befahl er das Kreuz voranzutragen, und schritt selbst hinter der gewöhnlichen Prozession der hohen Messe einher, während der gefesselte Ritter mit seinen Helfern vor dem Kreuze vorauf geführt wurde. Der Cantor stimmte den Gesang an: „Herr, du hast den Stolzen gleich einem Verwundeten gedemüthigt!“ und alle Mönche antworteten: „Mit deinem mächtigen Arme hast du deine Feinde zerstreut.“ Als die Messe vorüber war, mußte der von Saltza schwören, jedes fernere Unternehmen gegen das Kloster aufzugeben, dann schenkte ihm Ludwig die Freiheit, und befahl, die am Morgen eroberte Burg zu schleifen.

Der Landgraf hatte im Kloster eine eigene Küche und Keller mit besondern Vorräthen, da er den Klosterleuten nicht zur Last fallen wollte. An jenem Sonntage jedoch, wo er gegen den von Saltza zu Felde gezogen war, lud ihn der Abt zur Tafel ein, und gab ihm ein reiches, glänzendes Gastmahl. Nach Tische nahm Ludwig aber seinen Säckelmeister bei Seite und befahl ihm, Alles reichlich zu bezahlen. Die Mönche weigerten sich aber standhaft (wie es wohlgeborenen, geistlichen Leute ziemte, sagt der Kaplan, der diese Scene aufbewahrt hat). „Wir nehmen unseres Herrn Geld nicht an,“ sagten sie, „was wir armen Klosterleute vermögen, ist unserm edlen Herrn zu Dienste, so oft er es wünscht.“ Der Säckelmeister bestand nicht länger darauf und sie zogen ab. Halbwegs Eisenach kehrte sich Ludwig um und frug, ob er seine Befehle ausgeführt habe. Jener erzählte nun, wie es sich

zugetragen, worauf der Landgraf sehr unwillig wurde und ausrief: „Hast du es nicht von meinem Gelde thun wollen, so kannst du es jetzt von dem deinigen thun.“ Der arme Säckelmeister mußte wirklich nach Reinhardsbrunn zurück und die ganze Zeche aus seinem eigenen Beutel bezahlen. Kurze Zeit darauf zeigte der Abt desselben Klosters dem Landgrafen an, daß „etliche ehrbare Leute“ aus Frankenland ihm ein Faß Wein und sechs Pferde weggenommen hätten. Ludwig schrieb an dieselben und befahl, daß sie unverzüglich das Geraubte wiedererstatten sollten. Als sie den Befehl nicht achteten, zog er an der Spitze seiner Mannen in Frankenland ein, verwüstete die Güter der Schuldigen, und zwang sie, barfuß, im Hemde, mit einem Strick um den Hals im Kloster Abbitte leisten zu gehen, dann sprach er sie wieder frei; jedoch mußten sie sich verpflichten, dem Kloster eine große Ladung guten Weines und mehrere gute Pferde zu schicken.

Doch sollte sich Thüringen nicht gar lange über die Anwesenheit des geliebten Landesfürsten freuen. Kaiser Friedrich II. willfahrte den Aufforderungen des Papstes und schickte dem Adel und den Gläubigen der ganzen Christenheit Einladungen zu, ihm im Herbste des Jahres 1227 nach dem heiligen Lande zu folgen. Damals erregte die Idee eines Kreuzzugs jedes christliche Herz. Der Reiz, den diese großartigen, heiligen Züge ausübten, war so mächtig, daß kein tapferer, frommer Ritter sich ihm zu entziehen wußte. Die Erinnerung an die vierzig Jahre vorher vollbrachten, fast fabelhaften Heldenthaten des tapfern Richard Löwenherz standen bei Adel und Volk noch in lebhaftem Andenken, und durch das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch ging eine heiße Sehnsucht, das Grab Christi zu befreien und das Morgenland dem Kreuze zu unterwerfen. Ganz besonders athmet diese Begeisterung in den Gesängen der Dichter jener Zeit. Walter von der Vogelweide, in dem sich die Sitten und Leidenschaften seiner Zeit am hellsten spiegeln, der auch selbst

den Kreuzzug mitgemacht, hat diesen innern Zug, durch welchen sich alle christlichen Gemüther mit hinreißender Gewalt nach der vom Blute des Heilandes getränkten Erde hingezogen fühlten, vor Allen verstanden und ausgesprochen. Vor seinem Aufbruche zum Heere der Kreuzfahrer fleht er zum göttlichen Sohne, er möge die Christenheit mit Seinem Geiste entzünden, damit Jeder Gut und Leben verpfände, das heilige Land zu befreien. Er malt die Hinfälligkeit menschlichen Lebens, wie nur derjenige Gnade finde, der im Kampfe ausharre, wie die ewige Krone nur durch das Aufgeben irdischen Glücks erlangt werden könne. Dann begeistert ihn der Gedanke, Gott werde mit den Christen sein, er hält eine rührende Anrede an Jerusalem, das in Thränen liege:

„Das hehre Land, das reine,
So hülflos und alleine:
Jerusalem, nun weine,
Wie dein vergessen ist!
Die übermüth'gen Heiden,
An deiner Schmach sich weiden;
Nun laß dich diese Leiden
Erbarmen, Jesu Christ!
Die Noth, womit sie ringen,
Die deinem Grab lobsingen,
Die möcht' auch uns bezwingen,
Das wend' in kurzer Frist! —

Auch der königliche Dichter von Navarra, Thibaut von Champagne, richtete um diese Zeit begeisterte Verse an seine Ritter, um sie zum Kreuzzuge zu entflammen. „Wisset ihr Herrn, wer nicht nach jenem Lande zieht, wo der Herr lebte und starb, wer nicht jenseits des Meeres sein Kreuz holt, wird schwerlich in's Paradies eingehen. Jeder, der nur einiges Mitleid mit dem hohen Herrn trägt, muß Ihn zu rächen, Seine Erde, Sein Land zu befreien streben. Blind sind jene, die in ihrem ganzen Leben Gott keine Hülfe leisten wollen und für so geringen Preis den Ruhm der Welt verlieren. Gott, der sich für

uns hat kreuzigen lassen, wird an jenem Tage, wo Alle zusammenkommen werden, zu uns sagen: „„die ihr mir geholfen habt, mein Kreuz tragen, geht dort zu den Engeln, da werdet ihr mich und meine Mutter Maria schauen; ihr aber, die ihr mir nie Etwas geleistet, stürzet hinab in die Tiefen der Hölle!““ — Süße Frau, gekrönte Königin, bitte für uns, dann kann uns kein Unheil treffen.“

An keiner Stelle konnten wohl Gefühle wie diese mehr Anklang finden, als bei dem edlen Landgrafen von Thüringen, dessen eigener Vasall der begeistertste Sänger Walter von der Vogelweide gewesen war. Sein hoher Muth, die Inbrunst seines Glaubens und seiner Frömmigkeit, Alles, was sich Großartiges, Feuriges, Uneigennütziges in seiner jugendlichen Seele regte, mußte ihn dazu bestimmen, das Kreuz zu nehmen, oder wie man damals in Deutschland sagte, sich mit der Blume Christi zu schmücken. Zu diesen persönlichen Einwirkungen kamen noch die leuchtenden Beispiele, die er in seiner eigenen Familie fand. Ein Bruder und Vorfahr seines Vaters in der Regierung, Ludwig der Fromme, hatte Richard Löwenherz und Philipp August nach dem gelobten Lande begleitet und sich dort mit Ruhm bedeckt. Auch sein Schwiegervater, König Andreas von Ungarn, hatte mehrere Jahre seines Lebens im Kampf gegen die Ungläubigen im Morgenlande zugebracht. Ludwig würde seine Ehre unauslöschlich befleckt haben, wenn er zu Hause geblieben wäre; auch wäre es ihm seiner Gesinnungen nach unmöglich gewesen. Einst traf er mit dem ehrwürdigen Bischof Konrad von Hildesheim zusammen, und besprach sich mit diesem über sein Vorhaben. Dieser gab ihm seine Zustimmung, worauf Ludwig feierlich gelobte, sich dem Kreuzzuge, zu dem man sich eben rüstete, anzuschließen, und aus den Händen des Bischofs das Kreuz annahm.

Als er aber auf dem Heimweg nach der Wartburg war, fiel ihm der Gedanke an den Schmerz und die

bittere Angst seiner Elisabeth schwer auf's Herz. Er fühlte, da sie außerdem eben auf ihr viertes Kindlein hoffte, nicht den Muth, ihr seinen Entschluß mitzutheilen und beschloß, sein Vorhaben geheim zu halten und es ihr erst im Augenblicke seiner Abreise zu eröffnen, damit sie sich nicht jetzt schon betrübte und ihrer Gesundheit schadete. Es war Sitte, von dem Augenblicke des Gelöbnisses an sein Kreuz auf dem Mantel oder Kleid zu befestigen, aber Ludwig mußte sich, um seine Absicht geheim zu halten, damit begnügen, das Kreuz in einer Tasche zu tragen, die er am Gürtel befestigt hatte.

Eines Abends, als er mit Elisabeth allein war, griff sie neckend in diese Tasche, um zu sehen, was sie wohl enthalten möge. Plötzlich zog sie das Kreuz heraus und fiel, da sie das Unglück, das sie bedrohte, sofort begriff, ohnmächtig vor Schrecken zu Boden. Der bestürzte Landgraf wandte Alles an, um sie wieder zu sich zu rufen, rief sie mit den zärtlichsten, liebevollsten Namen, und bat Gott um Beistand in dieser schweren Stunde. Als sie wieder zu sich kam, erinnerte er sie an bestimmte Stellen aus der heiligen Schrift, gegen die sie nie unempfindlich war. „Ich thue es ja aus Liebe zu Gott," sagte er ihr; „du willst doch gewiß nicht, daß ich bei einem Unternehmen zur Ehre Gottes zurückstehen soll, wie ich es ja jeden Tag für Kaiser und Reich thun müßte, wenn sie es von mir forderten." Elisabeth schwieg und ließ ihren Thränen freien Lauf. Endlich sagte sie mit bittender, unsicherer Stimme: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider Gott ist, so bleibe bei mir." Man sieht hierbei wieder recht klar, wie unendlich Elisabeth ihren Gemahl geliebt haben muß, daß sie bei einem Unternehmen, welches sie ihren Gesinnungen nach von ganzer Seele befürworten mußte, dennoch einen, wenn auch schwachen Versuch machte, ihren Mann davon abzubringen, damit er in ihrer Nähe bleiben könne. Als ihr aber Ludwig sagte, daß er es gelobt habe, kehrte sie in sich, gab ihren Willen in Gottes

Willen und sagte: „Gegen Gottes Gebot will ich dich nicht zurückhalten. Er gebe dir ein, wie du am besten Seinen Willen thun kannst. Ich habe uns Beide Ihm längst geopfert. Seine Huld walte über deinen Wegen; ich will immer und immer für dich beten.“ Dann überließen sich Beide ihren Gedanken und beschlossen, das Kindlein, auf das sie hofften, dem lieben Gott zu weihen. Wenn es ein Sohn sein würde, so solle er in der Abtei Rommersdorf, und wenn es eine Tochter wäre, im Prämonstratenser-Kloster Aldenberg bei Wetzlar zum geistlichen Stande erzogen werden.

Nun hatte der Landgraf auch keine Veranlassung mehr, seinen Vorsatz geheim zu halten; er machte ihn deßhalb allen seinen Unterthanen bekannt und verkündete zugleich, daß keine besonderen Steuern deßhalb erhoben werden sollten, sondern daß der Zug ganz auf seine eigenen Kosten unternommen würde; er schätze sich glücklich, daß er auf diese Weise dem Herrn einen Theil der Wohlthaten, die er von Ihm erhalten, wiedererstatten könne. Als nun seine Rüstungen beendigt waren, berief er die Landstände zu einer feierlichen Versammlung nach Kreuzburg, um ihnen seinen Plan ausführlich auseinanderzusetzen und die nöthigen Beschlüsse wegen gewissenhafter Verwaltung des Landes in seiner Abwesenheit zu fassen. Er ermahnte die Herren sehr, das Volk billig und recht zu regieren, und Gerechtigkeit und Frieden zu handhaben. Der Hofcaplan Berthold, der den Fürsten in seinen letzten Lebensjahren nicht verließ, bewahrte der Nachwelt eine Rede, die der fromme Fürst bei dieser Gelegenheit vor dem Scheiden aus der Versammlung hielt. „Meine lieben Waffenbrüder, Ritter, Herrn und Edle, und ihr Alle, meine Getreuen! Ihr wißt, daß bei Lebzeiten meines Herrn Vaters, frommen Andenkens, unser Land grausame Kriege und langwierige Unruhen hat aushalten müssen. Ihr wißt auch, wie große Leiden, Mühen und Ungemach mein Herr Vater erlitten, um sich gegen die mächtigen Feinde, die er sich

erregt, zu vertheidigen, und seine Staaten vom gänzlichen Verfall zu retten. Durch Ausdauer und hohen Muth ist ihm dies gelungen, und sein Name Allen furchtbar geworden. Mir aber hat Gott, wie Salomon dem Sohne Davids, Frieden und ruhige Tage bescheert. Rings umher sehe ich keinen Nachbar, den ich zu fürchten hätte; auch hat keiner derselben von mir Ungerechtigkeiten zu besorgen. Habe ich früher einige Händel gehabt, so lebe ich jetzt, Dank sei es dem Herrn, dem Geber alles Friedens, mit Jedermann in Eintracht. Diese Wohlthat müßt Ihr Alle erkennen und Gott dafür danken. Was mich betrifft, ich will jetzt nach dem Morgenlande ziehen, Gott zur Ehre, der mich mit seinen Gnaden überhäuft, meiner Seele zum Heile, und der lieben, dort hart bedrängten Christenheit zu Trost und Rettung wider die Feinde Seines Namens und Blutes. Diesen fernen Zug unternehme ich auf eigene Kosten, ohne Euch, meine lieben Unterthanen, neue Lasten aufzulegen. Meine gute, vielgeliebte Gemahlin, meine Kindlein, meine lieben Brüder, meine Freunde, mein Volk und Land, kurz Alles, was ich mit gutem Herzen zur Ehre Seines heiligsten Namens verlasse, befehle ich in den Schutz des Allerhöchsten und lege es Euch an's Herz, während meiner Abwesenheit in Frieden miteinander zu leben. Besonders sollen die Herren sich gegen mein armes Volk christlich betragen. Endlich bitte ich Euch sehr, viel für mich zu beten, daß mich Gott auf diesem Zuge vor jedem Unglücke bewahre, und mich gesund und wohl unter Euch zurückführe, wenn dieses anders Sein gnädigster Wille ist; denn vor Allem unterwerfe ich mich und Euch und Alles, was ich habe, dem Willen Seiner himmlischen Majestät."

Als die versammelten Fürsten diese ihres edlen Fürsten so würdige Rede hörten, bemächtigte sich ihrer eine große Wehmuth. Die kräftigsten Ritter hörte man schluchzen und weinen und man sah an der allgemeinen Bekümmerniß, wie sehr die Abreise des geliebten Fürsten Jeden betrübte.

Es offenbart sich eben darin auch Alles, was man damals das Geheimniß der Kreuzzüge nannte. Es war ein Geheimniß des Glaubens, der Aufopferung und der Liebe, welches allerdings für den kalten Verstand der Jahrhunderte des Unglaubens unergründlich war.

Vorsichtig wählte hierauf Ludwig die Beamten aus, die er während seiner Abwesenheit den Theilen seines Landes vorsetzen wollte, auch Vorsteher der Städte wählte er aus den weisesten, angesehensten Bürgern. Dann brachte er seine eigenen Hausangelegenheiten in Ordnung und empfahl seine liebe Elisabeth ganz besonders seiner Mutter, seinen Brüdern und Hausbeamten. Diese Letztern fürchteten sich schon wieder vor Elisabeths Verschwendung, wie sie es nannten, und einer derselben wagte sogar diese Furcht vor dem Landgrafen zu äußern, in der Hoffnung, daß er seiner Gemahlin Vorstellungen machen würde. Darin irrte er aber sehr. Diese beiden Eheleute freuten sich gegenseitig viel zu sehr über das Gute, das eins von ihnen that, als daß sie sich Hindernisse hätten in den Weg legen wollen. Als der Beamte Ludwig klagend anredete: „Ich weiß wohl, daß unsere Frau Alles wegschenken und uns in große Noth bringen wird," antwortete Ludwig mit großer Bestimmtheit, das sei ihm ganz gleichgültig, Gott werde es schon wieder zu ersetzen wissen.

Ludwig wollte, daß sein Volk sich ganz den Gefühlen anschlösse, die in ihm den Entschluß zur Kreuzfahrt rege gemacht hatten, und ließ zu dem Ende ein Schauspiel durch Geistliche von dem Leiden und Tode unseres Herrn in Eisenach aufführen. Es war so, sagt ein Zeitgenosse, als ob man es mit eigenen Augen mitangesehen hätte. Auch rief diese Vorstellung eine große Begeisterung in der reinen, lebhaften Einbildungskraft des Volkes wach. Unmittelbar vor seiner Abreise ging der fromme Fürst in alle Klöster der Stadt Eisenach, sogar in die Frauenklöster, theilte reichliche Almosen aus und bat sie um ihren Segen und ihr Gebet.

IX. Kapitel.

Ludwigs Abreise zum Kreuzzug und sein Tod.

Ludwig verließ Eisenach, begleitet von seiner Frau, seiner Mutter, seinen Kindern und Brüdern und ließ in Folge seiner trefflichen und gewissenhaften Regierung sein Land in einem so beneidenswerthen Zustand der Ordnung und des Wohlstandes zurück, wie sich damals sicher keine andere deutsche Provinz fand. Zuerst begab er sich noch einmal nach seinem geliebten Kloster Reinhardsbrunn und wohnte noch einmal dem Gottesdienste der Mönche bei. Als die Mönche beim Schluß desselben aus dem Chor traten, um nach der Gewohnheit das Weihwasser zu empfangen, stellte sich der fromme Fürst neben den Priester, der es austheilte, und umarmte liebevoll jeden Mönch, der vorbeikam. Selbst die kleinen Chorknaben nahm er auf seine Arme, und küßte ihre unschuldige Stirn. Lange hörte man unterdrücktes Weinen und Schluchzen in der Kirche; Volk und Geistliche zerflossen in Thränen, so sehr betrübte sie der Gedanke an die Entfernung ihres Beschützers.

Der Landgraf schied, die Todesahnung im Herzen und in dem Gefühle, daß seine Entfernung das mühsame Werk seiner Anstrengung bösen Mächten preisgeben werde. Er war von der allgemeinen Rührung so ergriffen, daß er selbst mitweinte und sagte: „Nicht ohne Ursache weint Ihr, meine lieben Freunde. Ich weiß es wohl, nach meiner Abreise werden räuberische Wölfe über Euch herfallen und Euch grausam quälen. Seid Ihr dann unglücklich und verarmt, so werdet Ihr erst sehen, daß Ihr an mir einen treuen Vater und Beschützer verloren, so wie es deren wenige gibt. Aber ich weiß auch sicher, daß der Allerhöchste, meiner Fahrt eingedenk, Euch seine Barmherzigkeit beweisen wird, und darum flehe ich zu Ihm von ganzem Herzen, jetzt und immerfort."

Die ganze Familie begleitete Ludwig weiter nach Schmalkalden, wohin er die Ritter und alle diejenigen, die ihn auf dem Kreuzzug begleiten wollten, beschieden hatte. Hier nahm er seinen Bruder Heinrich Raspe bei Seite und sagte ihm: „Mit Gottes Hülfe habe ich mein Möglichstes gethan, jederzeit in dem Wege meines Seelenheils zu bleiben; mir ist nichts erinnerlich, wodurch es gefährdet werden könne, es wäre denn dieses, daß ich das Schloß Eyterburg, welches zum Nachtheil des Klosters Reinhardsbrunn erbaut worden, noch nicht, wie mir es mein Vater befohlen, zerstört habe. Ich bitte dich also, liebster Bruder, du wollest nicht versäumen, es gleich nach meiner Abreise von Grund aus zu brechen. Das wird deiner Seele frommen."

Endlich brach der Tag der Scheidung an. Es war der Tag der Geburt des hl. Johannes des Täufers. Umgeben von Rittern, die aus den fernsten Theilen seines Landes herbeigeeilt waren, von dem Volke, das sich hinzudrängte, um seinen theuren Landesfürsten noch einmal zu sehen, mußte Ludwig sich den Armen seiner Familie und all' seiner Getreuen entreißen. Er segnete zuerst seine beiden Brüder, empfahl ihnen dringend seine Gemahlin, seine Mutter und seine Kindlein. Die Kinder hielten ihn an den Kleidern fest, umarmten ihn weinend, und riefen unschuldig: „Gute Nacht, lieber Vater, gute Nacht, herzgoldener Vater!" Ludwig konnte sich der Thränen nicht erwehren. Als er sich aber zu seiner inniggeliebten Elisabeth hinwandte, erstickten Thränen und Schluchzen so sehr seine Stimme, daß er ihr nichts zu sagen vermochte. Er schlang einen Arm um sie, den andern um seine Mutter, bedeckte sie mit Küssen und drückte sie stumm an sein Herz. Endlich sagte er: „Liebe Mutter, ich muß dich verlassen; an meiner Statt aber laß ich dir deine beiden andern Söhne, Konrad und Heinrich; ich befehle dir auch meine Frau, die wird man nun elend sehen." Seine Brüder und getreuen Ritter drängten sich um die

jammervolle Gruppe, die sich einander nicht loslassen wollte, und das arme Volk umher mischte seine lauten, aufrichtigen Klagen in den Schmerz der Fürsten und Krieger. Es waren, außer Ludwig, noch eine Menge Kreuzfahrer, deren Familien sie bis hierher begleitet hatten; sie schienen Alle den Augenblick der grausamen, prüfenden Trennung sich bis hierher aufgespart zu haben. Der gemeinsame Schmerz vereinigte Alle, wie die gemeinsame Heerfahrt. Ein Berichterstatter sagt: „Ohne übernatürliche Selbstbezwingung konnten so viele Bande nicht zerrissen werden; von allen Seiten hörte man nur Schluchzen und Weinen, laute und erstickte Klagen, den verworrenen Ausdruck allgemeinen Kummers."

Es befanden sich aber auch Andere in der Menge, die entweder ihre Gefühle mehr beherrschten, allein im Leben standen, oder bereits früher von den Ihrigen Abschied genommen hatten. Sie hatten in dieser feierlichen Stunde nur Gefühl für das Heilige, das Großartige ihres Unternehmens und stimmten Lobgesänge an, während Jene weinten und klagten, Gott dankend, daß er endlich ihr Gebet erhört und sie gewürdigt, für Seine Ehre zum Kampfe auszuziehen. Ihre Gesänge mischten sich in die überall ertönenden Stimmen der Trauer, und so vereinigte sich, wie es in einem Manuscript heißt, in erhabenstem Gegensatze die Begeisterung der Wonne, welche des Herrn Liebe einflößt, mit dem Ausbruch der innersten Seelenleiden, die eben diese Liebe zu bändigen, zu überwinden weiß.

Endlich bahnte sich Ludwig mit vieler Mühe einen Weg bis zu seinem Rosse, schwang sich hinauf, ritt mitten unter die Kreuzfahrer und mischte seine Stimme unter deren Lobgesänge und heiligen Lieder. Elisabeth konnte sich aber noch nicht von ihm losreißen, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihm mit allen Uebrigen zugleich Abschied zu nehmen, und hatte ihn gebeten, sie bis an die Grenze Thüringens mitzunehmen. So ritten sie nebeneinander

mit schwerem Herzen; die Fürstin vermochte nicht mehr zu reden, sie seufzte nur. An der Grenze angekommen, fand sie doch nicht den Muth, sich von ihrem geliebten Mann zu trennen; sie ritt noch einen Tag mit ihm, dann noch einen und noch einen, von Schmerz und Liebe überwältigt. Ein Augenzeuge, Kaplan Berthold, erzählt, daß Elisabeth am Abend des zweiten Tages erklärt habe, sie wisse nicht, ob sie ihren Gemahl jemals werde verlassen können, sie wolle den Kreuzzug mitmachen. Doch die Liebe zu Gott, die stark ist wie der Tod, überwand in diesem zarten, edlen Herzen die Liebe zum Geschöpfe. Der Schenke Rudolph Varila, der treue Freund und Helfer der Landgräfin in jeder Noth, trat zu Ludwig und sagte: „Gnädiger Herr, es ist Zeit, laßt unsere gnädige Frau heimkehren, es muß ja doch einmal sein.“ Die Gatten zerflossen in Thränen, umschlangen sich krampfhaft und wollten nicht von einander lassen. Ritter Varila drang in sie, dieser schmerzlichen, angreifenden Scene ein Ende zu machen, allein der Kampf dieser beiden, durch so zärtliche, innige Liebe verbundenen Personen dauerte lange; sie hielten mit unwiderstehlicher Gewalt zusammen, bis Ludwig sich endlich ermannte und das Zeichen zum Aufbruch gab. Er zeigte seiner Gemahlin einen Ring, dessen er sich immer beim Siegeln seiner vertrauten Briefe bediente, und sagte: „Elisabeth, meine allerliebste Schwester, dieses Ringlein, das ich an meiner Hand trage, wo in den edlen Stein das Lamm Gottes eingegraben ist, das soll dir eine wahre Botschaft sein meines Lebens oder Todes. Wer dir das Ringlein bringt, meine allerliebste, meine getreue Schwester, dem glaube.“ Nach einigen Augenblicken fügte er noch hinzu: „Herzallerliebste Elisabeth, mein edler Schatz, gesegne dich der treue, allmächtige Gott! Gesegne er auch das Kindlein, welches du trägst. Wir wollen damit thun, wie wir übereingekommen sind. Bleibe eingedenk unseres ehelichen Lebens und herzlich gepflogenen Liebe; vergiß mein nicht

in deinem innigen Gebete zu Gott; leb' wohl, ich darf nicht mehr bleiben.“ So zog er fort und ließ seine Heißgeliebte in den Armen ihrer Frauen. So lange es eben möglich war, folgten Elisabeths Augen ihrem Gemahl, dann wurde sie halbtodt von ihren jammernden Frauen auf die Wartburg zurückgebracht. Die Fürstin ahnte wohl, daß sie auf immer für diese Welt von ihrem so unsäglich geliebten Manne Abschied genommen hatte.

Als sie auf der Wartburg, der Stätte ihres verlorenen Glücks ankam, legte sie den Schmuck der Fürstin ab, und zog Wittwenkleider an. Ach, ihre Ahnung war zu wohl begründet, sie sollte dieselben nie wieder ablegen.

Bei Ludwig stellte sich, nachdem er den Trennungsschmerz überwunden, gar bald der heitere, vertrauensvolle Muth und die Heiterkeit der Seele wieder ein, die der Glaube aus dem Gefühle der Opfer, die er sich auferlegt, und der Siege, die er davonträgt, zu schöpfen vermag. Die Blüthe der deutschen Ritterschaft begleitete ihn, aber die Zahl des Fußvolks war weniger bedeutend wegen der weiten, sehr beschwerlichen Fahrt. Fünf Priester, unter ihnen der mehrfach erwähnte Kaplan Berthold, der Ludwigs Leben beschrieben hat, begleiteten den Zug und waren beauftragt, mit Messen, Beichte und allen sonstigen geistlichen Verrichtungen den Pilgern hilfreich beizustehen. Ludwig war Feldoberster aller Kreuzfahrer des mittlern Deutschlands, und außer seinen eigenen Vasallen begleiteten ihn noch eine Menge schwäbischer, fränkischer und rheinischer Ritter. Sie zogen durch Franken, Schwaben, Bayern und kamen über die tyrolischen Alpen durch die Lombardei und Toskana zum Kaiser nach Apulien. Hier hatte Kaiser Friedrich ein mächtiges Heer von beinahe sechzigtausend Mann unter der Fahne des Kreuzes versammelt. Das Heer bestand aber meistens aus Nordländern, die der Hitze eines süditalischen Sommers vollständig ungewohnt waren. In Folge davon brachen bösartige Seuchen aus, welche die Einschiffung der Pilger

verzögerten. Der Kaiser hatte zu dem Landgrafen, so jung er war, ein ganz besonderes Vertrauen und hatte mit ihm noch eine geheime Zusammenkunft auf der Insel St. Andreas, um das Nähere wegen der Einrichtung des Kreuzzugs zu verabreden. Bald nachher gingen beide in Brundusium zu Schiffe, nachdem sie den Segen des Himmels durch feierlichen Gottesdienst für ihr Unternehmen erfleht hatten. Kaum war aber Ludwig an Bord des Schiffes, so befiel ihn ein kaltes Fieber. Nach drei Tagen fühlte sich auch der Kaiser unwohl, und die beiden Fürsten ließen sich in Otranto an's Land setzen, wo sich damals die Kaiserin Yolande befand. Ludwigs Fieber wurde aber immer heftiger; er konnte kaum auf das Schiff zurückgebracht werden, wo sich das Uebel in einem solchen Grade steigerte, daß bald jede Hoffnung auf Besserung verschwand. Er selbst erkannte zuerst die Todesgefahr, dictirte seinen letzten Willen und ließ sich die Sterbsakramente reichen. Mit dem Ausdrucke des festesten, innigsten Glaubens, der zärtlichsten Liebe zu dem verborgenen Gott empfing er das Brod der Engel in Gegenwart seiner Getreuen. Alle Geschichtschreiber Ludwigs, auch sein Hofkaplan Berthold, stimmen darin überein, daß dieser heilige und tapfere Ritter durchaus kein Bedauern darüber empfunden habe, aus dieser Welt scheiden zu müssen. Weder seine Jugend, die so früh gebrochen, noch die fürstliche Gewalt, die er so edel zum Besten seiner Mitmenschen verwandt hatte, flößten ihm einen Gedanken des Bedauerns ein. Ja, selbst die Erinnerung an seine heißgeliebte Elisabeth, der er so treu, so einzig ergeben war, an seine Kinder, die er kaum Zeit gehabt hatte, kennen zu lernen, konnten seine nach dem Himmel dürstende Seele fesseln. Es wird im Gegentheil erzählt, daß der Gedanke an das Glück, den Tod unter der Fahne Christi, im Dienste, ja gewissermaßen im Solde Desjenigen, dem er Alles geopfert, zu finden, ihn ganz ausschließlich beschäftigt und keiner irdischen Er-

innerung habe Raum geben können. Er hatte ja nur für Gott und in Gott gelebt, und starb freudig beim ersten Winke des Herrn, der ihn von der Stelle, die Er ihm in Seinem göttlichen Rathschlusse auf Erden bestimmt hatte, in der Blüthe seiner Jahre abrief. Bei einer verhältnißmäßig kurzen Trennung von seiner Familie hatte er so viele Thränen vergossen, hatte sich nur mit dem größten Seelenschmerze den Armen seiner Gemahlin entrissen, und jetzt, in diesem letzten Augenblicke der unwiderruflichsten Trennung für diese Welt hatte er keine Thräne mehr für sie. Die theuren Bilder seiner Lieben schienen sich ihm nur im Glanze der nahenden Freuden der ewigen Seligkeit darzustellen. Zeit und Raum verschwanden in dem Gefühle der seligen Nähe seines Gottes, und die Ueberlieferung erzählt nur, daß er einigen seiner Ritter aufgetragen habe, seinen Tod Elisabeth zu verkünden, und ihr den Ring, den er ihr beim Abschiede gezeigt, mit seinem letzten Gruß zu überbringen. Er bat Alle, die ihn umgaben, um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, seiner zu gedenken, wenn sie die heilige Fahrt siegreich bestanden; sie sollten seine Gebeine nach Thüringen bringen und sie in der selbsterwählten Gruft zu Reinhardsbrunn bestatten. Dann empfahl er sich auf immerdar ihrem Gebete, und als er dem Tode nahe war, sah er eine Menge weißer Tauben um sein Lager flattern. „Seht diese Tauben, weißer wie Schnee," rief er aus. Die Umstehenden glaubten, er spreche im Fieberwahnsinn; gleich darnach aber rief er wieder: „Ich muß mit diesen glänzenden Tauben davonfliegen" und entschlief sanft dem Herrn. Am dritten Tage nach dem Feste der Geburt der Jungfrau Maria, da er kaum sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendet hatte, nahm Landgraf Ludwig von Thüringen seinen Platz unter den Rittern Gottes ein. Ludwigs Gesicht, schon im Leben so schön, schien im Tode von neuer Schönheit verklärt. Nicht ohne Bewunderung erblickte man diesen Ausdruck befriedigten Glaubens, holder

Ruhe, unaussprechlicher Wonne, der auf seinen bleichen Wangen mit jener Friedfertigkeit ruhte, die dem Tode das Gepräge einer so reinen, so ergreifenden Anmuth aufdrückt.

„Was nun für Klagen und Weinen geschah,“ sagt eine alte Chronik, „das steht nicht zu sagen.“ Ein unsäglicher Schmerz ergriff seine Getreuen, die ihm so weit gefolgt waren, und sich nun auf einem so gefahrvollen Wege ohne Anführer befanden. Ein Theil seiner Mannen war vorausgezogen, und diese fühlten das Unglück, das sie in dem Verluste ihres geliebten Fürsten betroffen, noch viel mehr, da sie das traurige Glück entbehren mußten, in den letzten Augenblicken um ihn gewesen zu sein. Ihre Klagen schollen durch die Lüfte und hallten auf den Meereswogen wieder. „Ach, theurer Herr, riefen sie, frommer gütiger Fürst, wie sind wir ohne dich auf fremder Erde so verlassen! Wie haben wir dich verlieren müssen, dich das Licht unserer Augen, den Führer unseres Zugs, die Hoffnung unserer Wiederkehr! Wehe, wehe uns!“

Sie schworen mit den auf dem festen Lande Zurückgebliebenen einen feierlichen Eid, daß sie die Wünsche ihres verehrten Fürsten pünktlich erfüllen wollten, wenn sie glücklich aus den Gefahren des Kreuzzugs hervorgehen würden. Ehe sie ihre Fahrt nach dem gelobten Lande wieder antraten, hielten sie ein feierliches Begräbniß und bestatteten sorgfältig die Leiche ihres Herrn.

X. Kapitel.

Elisabeth hört die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls.

Die Ritter, denen der sterbende Landgraf den Auftrag gegeben, seinen Tod seiner Gemahlin und Thüringen zu verkünden, kamen erst im folgenden Winter dort an. Sie hatten eine weite beschwerliche Reise, und die Schreckensbotschaft, die sie bringen mußten, drückte ihnen schwer

auf das Herz, so daß sie immer langsamer reisten, je näher sie dem Orte ihrer Bestimmung kamen. Als sie nun endlich die Wartburg erreichten, konnte Elisabeth die Boten nicht vorlassen, da sie kurz vorher ihr viertes Kind, Gertrud, zur Welt gebracht hatte und zu leidend war, um Besuch zu empfangen. Die Ritter theilten deßhalb ihre traurige, unheilvolle Nachricht der Landgräfin Mutter und den beiden Prinzen Konrad und Heinrich mit. Bei dieser Gelegenheit zeigte aber die Landgräfin Sophie, daß sie doch ein Herz für ihre so schwer getroffene Schwiegertochter hatte. Sie gedachte mitten in der allgemeinen Bestürzung, die sich unter dem Volke verbreitete, mitten in dem unnennbaren Schmerz, den der Tod ihres edlen Sohnes ihr selbst bereiten mußte, der Gefahr, welche diese Nachricht in dem gegenwärtigen Augenblicke auf Elisabeths Gesundheit hervorbringen könnte. Strenge befahl sie allen ihren Untergebenen, daß Niemand sich erkühnen solle, ihrer Schwiegertochter die leiseste Ahnung von dem Unglücke, das sie betroffen, zukommen zu lassen. Nach der Angabe der öfter angeführten Chronik sprang der Ring aus der Fassung, den Ludwig seiner Gemahlin beim Scheiden gegeben; da ahnte sie, was geschehen sei. Die schreckliche Nachricht selbst konnte ihr ja auch nicht vorenthalten bleiben, und als die arme Fürstin wieder soweit hergestellt war, daß man glaubte, ihr ohne Gefahr Mittheilung machen zu können, unternahm die Landgräfin Sophie das schwere Amt. Sie trat in Begleitung mehrerer Edlen und vertrauten Damen in Elisabeths Gemach, welche sie mit ehrfurchtsvoller Liebe empfing und bat, mit ihren Damen neben ihrem Ruhebett Platz zu nehmen. Als sie Alle Platz genommen, begann die alte Landgräfin: „Liebe Tochter, sei starkmüthig und betrübe dich nicht allzusehr über das, was deinem Herrn, meinem Sohne, Unglückliches widerfahren ist, der sich und all die Seinen Gott anheimgegeben hatte.“ Da ihre Schwiegermutter diese Worte mit großer Ruhe und ohne

Thränen sprach, begriff Elisabeth nicht den ganzen Umfang ihres Unglücks, sondern dachte nur, ihr Gemahl sei vielleicht gefangen. Sie antwortete deßhalb: „Ist mein Bruder gefangen, so mag er mit Gottes und seiner Freunde Hülfe wohl befreit werden. Mein Vater wird uns gewiß beistehen und ich bald getröstet sein.“ Darauf erwiderte aber die alte Landgräfin: „Sei geduldig, meine allerliebste Tochter, und nimm zu dir dies Ringlein, das er dir gesandt hat, denn er ist leider gestorben.“ — Da schrie Elisabeth auf: „Ach, liebe Frau, was sagt ihr?“ — „Er ist gestorben,“ wiederholte die Mutter. Da wurde Elisabeth bald bleich, bald roth, ließ die Arme in den Schooß fallen, faltete krampfhaft ihre Hände, und rief mit erstickter Stimme: „Ach Herr Gott, ach Herr Gott, nun ist die ganze Welt, und Alles, was sie Liebes hat, todt für mich!“ dann stand sie wie von Sinnen auf, lief durch die Säle und Hallen des Schlosses und schrie: „Gestorben, gestorben, gestorben!“ Im Speisezimmer lief sie wider eine Mauer und hielt sich an ihr, in Thränen zerfließend. Sie war wie wahnsinnig. Die Landgräfin Sophie und die andern Edeldamen folgten ihr, führten sie zurück in ihr Zimmer und suchten sie zu trösten. Elisabeth aber fing heftig zu weinen und zu schluchzen an, und sprach die gebrochenen Worte: „Nun habe ich Alles verloren! O mein herzallerliebster Bruder, o mein frommer Mann, bist du denn gestorben, und hast mich im Elende zurückgelassen! O, wie will ich leben können ohne deine Gegenwart! Ach mir armen trostlosen Wittwe, ach mir elenden Frau! Nun tröste mich der, der Wittwen und Waisen mit seiner Gnade nicht verläßt! O mein Gott, tröste mich! — O mein Jesus, stärke du mich in meiner Schwachheit!“

Ihre Frauen traten mitleidsvoll zu ihr und wollten sie bewegen, sich niederzulegen. Schwankend that sie, was sie wollten, fiel aber, in ihrem Gemach angelangt, mit ihrem Angesicht auf den Boden nieder. Als sie wieder

zu sich kam, fing sie wieder an zu weinen und zu wehklagen. Auch die Landgräfin Sophie überließ sich ihrem mütterlichen Schmerze, und Alle, die diesem jammervollen Auftritte zusahen, konnten sich der Thränen nicht erwehren und vereinigten ihren Schmerz mit dem Elisabeths. Rückhaltlos gab sich jetzt das ganze landgräfliche Haus, dessen Bewohnern Ludwig während seines kurzen Lebens im wahren Sinn des Worts väterlicher Beschützer und Freund gewesen war, dem Schmerze hin, den sie bis dahin, aus Schonung für den Zustand der armen Wittwe zu bemeistern gesucht hatten. Der Anblick des unsäglichen Jammers Elisabeths vermehrte bei ihnen noch den tiefen Eindruck des unersetzlichen Verlustes ihres geliebten Fürsten. Acht Tage lang erschallte die fürstliche Burg von Weinen und Klagen. Aber weder diese allgemeine, überfließende Theilnahme, noch irgend ein anderer Trost konnte Elisabeths Schmerz lindern; sie fand keine Ruhe in ihrer ersten Verzweiflung. „Und doch," sagt ein frommer Geschichtschreiber, „hatte sie einen allmächtigen Tröster bei sich, den heiligen Geist, den Vater der Wittwen und Waisen und gebrochener Herzen, der seine Prüfungen nach ihrer Stärke abwog, und indem er ihren Schmerzen sein Siegel aufdrückte, sie mit seinen Gnaden zu überhäufen gedachte.

So war also Elisabeth im zwanzigsten Jahre ihres Lebens schon Wittwe, sie war zur schwersten aller Prüfungen eines heißliebenden Herzens, zur Einsamkeit verurtheilt. Gott hatte sie in ihrer Kindheit den Verläumdungen und Verfolgungen der Bösen preisgegeben, und ihr zartes Vertrauen auf Ihn war dabei unerschüttert geblieben, Er hatte sie im Glanze fürstlicher Größe, durch die schmeichelhaften Huldigungen glänzender Ritter, durch die innige, reine Seligkeit ihres ehelichen Lebens geprüft. Mitten in all' ihrem Glück war immer der Himmel ihr Hauptgedanke, das Elend ihrer Mitmenschen zu lindern ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen. Sie, die

so viele Schmerzen gestillt, so vielen Elenden geholfen hatte, mußte selbst das ärmste, verlassenste Geschöpf werden, und von jetzt bis zu dem Ende ihres Lebens dringen Stürme ohne Ende auf sie ein. Durch eine wunderbare Gnade des Himmels bricht sie aber unter dem Aergsten nicht zusammen, sondern ihre Seele erhebt sich kräftiger, entfaltet immer schönere Blüthen nach jeder Prüfung, die ihr Gott schickt. Wenn das plötzliche Zerreißen eines so zärtlichen, heiligen Ehebandes Elisabeth für einige Tage der Verzweiflung preisgeben konnte, so gaben ihr bald neue, grausamere Prüfungen ihren Frieden in Gott und ihren unüberwindlichen Feuereifer wieder. Sie war allerdings von der Wunde irdischer Liebe durch und durch verletzt, aber je näher sie dem Ende ihres Lebens kommt, um so mehr vertritt die Begeisterung des Sieges den Kampfesmuth früherer Jahre.

Von nun an verschwindet aber der geringe, blos menschliche Reiz, der vielleicht etwas romanhafte Anstrich des Vorhergehenden. Elisabeth ist nicht mehr die kindliche Gattin, die in der unschuldigen Zärtlichkeit ihrer Seele die Andacht zu ihrem Gott mit den süßesten Neigungen der Welt vereinigt. Sie wird eine der höchsten Höhe geistlichen Lebens zustrebende Büßende und erreicht einen Grad der Selbstertödtung, daß sie Alles, was neben Gott noch einen Theil ihres Herzens beanspruchte, herausreißt und vernichtet. Dieser Grad von Selbstverläugnung und Abtödtung widerstrebt unserem Gefühle, wie es von Natur aus ist, und es bedarf wirklich aller Stärke und Hingebung des Glaubens, um sich hineindenken zu können.

Die große Theilnahme, die man Elisabeth unmittelbar nach dem Tode ihres Gemahls bezeigt hatte, dauerte nicht lange. Die Fürstin vergaß über der unendlichen Trauer, die ihr ganzes Herz erfüllte, die Sorgen der Landesverwaltung, die ihr durch den Tod ihres Mannes und die Minderjährigkeit ihres Sohnes anheim fielen.

Hierdurch erwachte die alte Feindschaft gegen sie, und ihre Gegner benutzten die Gunst der Umstände, um die von Oben so schwer Getroffene zu überwältigen und Gift in die Wunden, die Gott ihr geschlagen, zu gießen. Die beiden jüngern Brüder Ludwigs, Heinrich mit dem Beinamen Raspe und Konrad, waren von Menschen umgeben, denen jedes Gefühl von Gerechtigkeit fremd war. Dieselben suchten besonders den Landgrafen Heinrich für ihre schlechten Absichten zu gewinnen, spiegelten ihm den großen Vortheil vor, wenn er selbst, statt dem jungen Hermann, Landgraf würde, und brachten wirklich die niederträchtigste Verschwörung zu Stande. Nach den alten Gesetzen Thüringens mußte die Landgrafschaft ungetheilt dem ältesten Sohne verbleiben. Wollten die andern Brüder heirathen, so bekamen sie ein paar Güter zur Ausstattung, verloren aber den Landgrafenrang und blieben Vasallen des Aeltesten. Dies Alles stellten die bösen Rathgeber Heinrich vor: wie vortheilhaft es für ihn wäre, wenn er selbst heirathe und seines verstorbenen Bruders Sohn, Hermann, verdränge; dann würde die Landgrafschaft bei seinen Nachkommen verbleiben, und Hermann würde sich, wenn er am Leben bliebe, später glücklich schätzen, ein paar Schlösser von seinem Oheime zu erhalten. Einstweilen aber müsse man keine Zeit verlieren und die Kinder sammt ihrer Mutter, der verschwenderischen, frömmelnden Elisabeth, hinauswerfen. Sie wagten nicht gerade den Mord des gesetzlichen Thronerben anzurathen, drangen aber so lange in Heinrich, bis derselbe unglücklich genug war, sich durch ihre niederträchtigen Rathschläge gewinnen zu lassen. Der alte Dichter sagt von ihm: „Hübschheit und Zucht wichen aus seinem Herzen;" der Wittwe und den Waisen, die er geschworen hatte, zu beschützen, erklärte er den Krieg. Auch der jüngere Bruder Konrad konnte nicht widerstehen.

XI. Kapitel.

Die Vertreibung Elisabeths von der Wartburg.

Als nun die bübischen Hofleute diese doppelte Zustimmung hatten, liefen sie zur Landgräfin Elisabeth, um ihr den Willen ihres neuen Herrn kund zu thun. Sie war eben bei der Landgräfin Sophie, welche die gemeinsame Trauer näher mit ihr vereinigt hatte. Die Hofleute fingen ihr schlechtes Werk damit an, die fromme Fürstin mit Schimpf- und Schmähreden zu überhäufen, warfen ihr vor, daß sie das Land arm gemacht, den öffentlichen Schatz verschleudert und erschöpft, ihren Mann betrogen und entehrt habe; zur Strafe all' dieser Verbrechen sei sie nun all' ihrer Güter beraubt und Landgraf Heinrich, der neue Landesherr, gebiete ihr, mit ihren Kindern auf der Stelle das Schloß zu verlassen.

Elisabeth war im ersten Augenblick über diese Rohheiten zu erstaunt, um sie fassen zu können. Sie suchte ihre Feinde zu erweichen und bat demüthig, ihr wenigstens einen Aufschub zu gewähren. Auch die Landgräfin Sophie war empört über die Größe dieser Niederträchtigkeit, nahm Elisabeth in ihre Arme und schrie: „Sie soll bei mir bleiben, Niemand soll sie von hinnen treiben. Wo sind meine Söhne? Ich will mit ihnen reden." — Die bübischen Boten aber antworteten: „Nein, sie soll und muß fort!" und legten Hand an, beide Fürstinen mit Gewalt zu trennen. Da jeder Widerstand vergeblich war, wollte die alte Landgräfin ihre Schwiegertochter wenigstens bis zum Schloßthore begleiten. Zwei ihrer Frauen, Ysentrude und Guda, die mit ihr verstoßen wurden, haben die Erzählung dieses traurigen Auftritts aufbewahrt. Man erlaubte der verstoßenen Fürstin nicht, auch nur das Geringste mit sich zu nehmen; im Hofe fand sie ihre Kindlein, die mit ihr zugleich verstoßen wurden. Die arme, alte Landgräfin zerfloß in Thränen beim Anblick dieser armen Waisen, der Kinder ihres ver-

storbenen Sohnes, die das harte Loos ihrer unschuldigen Mutter theilen sollten; immer und immer wieder umarmte sie die arme Elisabeth, und verlangte im höchsten Unwillen ihre barbarischen Söhne zu sprechen. Man antwortete ihr aber, sie seien nicht da. Dieselben hatten sich wirklich fortgemacht, weil sie es nicht wagten, die Ausführung dieser Schlechtigkeit mitanzusehen, und den Bitten und Thränen ihrer Mutter zu widerstehen. Die Scham über die Büberei der ihr am Leben gebliebenen Söhne regten den Schmerz der alten Landgräfin um den theuren Verstorbenen von Neuem auf; sie weinte lange mit Elisabeth, und als sie dieselbe endlich mußte ziehen lassen, gab sie sich den heftigsten Ausbrüchen der Verzweiflung hin. Die Thore der Burg, wo Elisabeth lange so segensreich regiert hatte, schlossen sich hinter ihr; die edelsten Ritter ihres Hofes waren auf dem Kreuzzuge abwesend, und unter den Zurückgebliebenen fand sich auch nicht Einer, der die erste Pflicht des Ritters, Wittwen und Waisen zu beschützen, wahrgenommen hätte. Weinend stieg die Königstochter den rauhen Pfad nach der Stadt hernieder. Auf dem Arme trug sie ihr jüngstgeborenes Kind und ihre Frauen führten die drei andern hinter ihr her. Es war im Winter und bitter kalt. Vor den Thoren Eisenachs, der Stadt, die sie mit Werken christlicher Mildthätigkeit überhäuft hatte, sollte sie eine neue, harte Erfahrung machen. Landgraf Heinrich hatte in der Stadt den strengsten Befehl erlassen, weder Elisabeth noch eins ihrer Kinder aufzunehmen. Die Folgsamkeit, womit die undankbaren Bewohner Eisenachs diesem Befehle nachkamen, war noch empörender, als die feige Grausamkeit des landgräflichen Befehls selbst.

Gerade die Erinnerung an empfangene Wohlthaten, die auf gemeinen Seelen so schwer lastet, trug vielleicht dazu bei, daß man dem Wunsch, dem neuen Herrn zu gefallen, die Oberhand gewinnen ließ. Es bleibt aber dennoch ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte

für die Bewohner Eisenachs, daß sich unter all' den Menschen, denen Elisabeth so viel Gutes gethan hatte, auch nicht Einer befand, der ein Gefühl der Dankbarkeit gekannt hätte.

Vergebens klopfte die unglückliche Fürstin an allen Thüren, besonders bei denjenigen, die ihr früher viel schöne Worte über ihre Anhänglichkeit und Treue gesagt hatten; nirgends wurde ihr aufgethan. „Alles hat man mir genommen," sagte sie unaufhörlich weinend, „mir bleibt nichts übrig, als zu Gott zu beten." Endlich kam sie an eine elende Schenke, wo der Wirth sie nicht fortjagen konnte, weil sie erklärte, dieser Ort sei Allen gemein. Er wies ihr zum Nachtlager einen verfallenen Stall an, in dem neben vielem Hausgeräthe auch seine Schweine waren. Diese trieb er hinaus, um ihren Platz der Landgräfin von Thüringen einzuräumen, der Gemahlin seines verstorbenen Herrn, dem er Treue geschworen hatte. Es schien aber, als ob dieser letzte Grad von Erniedrigung plötzlich wieder eine himmlische Ruhe in die Seele Elisabeths zurückgeführt hätte. Sie war in dem unreinen Loche kaum mit ihren Kindern und Frauen allein, als sie ihre Thränen trocknete und ein übernatürliches Gefühl der Freude ihr Herz durchdringen fühlte. Hier blieb sie bis Mitternacht; da hörte sie ein Glöckchen in dem Franziskanerkloster, das sie selbst bei Lebzeiten ihres Mannes gegründet, zur Mette läuten, ging zur Kirche, wohnte dem Gottesdienste bei, und bat dann die Mönche ein Te Deum zum Dank für die Trübsale, die der Herr über sie verhängt, zu singen. Elisabeth kniete am Fuße des Altars, während in der finstern Nacht nach einem so traurigen Tage diese Lobgesänge zum Himmel erschallten, und unterwarf ihren eigenen Willen ganz dem Willen desjenigen, der es für gut gefunden, seine treue Magd auf so rauhe Wege zu führen. Mit lauter Stimme dankte sie Ihm dafür, daß sie jetzt arm sei und gar nichts besitze, wie Gott selbst in der Krippe zu Bethlehem es ge-

wesen. „Herr," sagte sie, „dein Wille geschehe! Gestern war ich Landgräfin und hatte Burgen und Schlösser; heute bin ich eine Bettlerin, und Niemand will mich aufnehmen. Hätte ich dir besser gedient, o Herr, als ich eine Fürstin war; hätte ich um deinetwillen mehr Almosen ausgetheilt, so würde ich mich dessen jetzt glücklich preisen; das habe ich aber leider nicht gethan."

Nur der Anblick ihrer von Hunger und Kälte gequälten Kinder bereiteten ihrem zärtlichen Mutterherzen große Schmerzen. „Ich habe es verdient," rief sie da in großer Demuth, — „ich habe es verdient, sie so leiden zu sehen, und bereue meine Sünden bitterlich. Meine Kinder sind geborene Fürsten und Fürstinen, und sind nun hungrig und liegen hier ohne alles Stroh; das beschwert mir mein Herz um ihretwillen! Was mich betrifft, so weißt du, mein Gott, ich bin nicht würdig, daß du mich zur Gnade der Armuth auserwählt hast."

Sie blieb den übrigen Theil der Nacht und einen Theil des folgenden Tages mit ihren Kindern und Frauen in der Kirche sitzen; aber Hunger und Kälte zwangen sie, noch einmal hinauszugehen und um ein Lager und einige Nahrung zu betteln. „Da ging," wie ihr Geschichtschreiber sagt, „die liebe heilige Elisabeth in derselben Stadt, in welcher sie so viele Menschen genährt, gepflegt, geheilt und bereichert hatte, lange umher und bat vergebens um Herberge, Speise und Trank. Ein Priester, der selbst sehr arm war, erbarmte sich endlich der Verstoßenen und nahm sie, den Zorn des Landgrafen Heinrich verachtend, in seine demüthige Wohnung auf, bereitete Strohbetten für sie und ihre Kinder und that, was ihm seine Armuth erlaubte. Als aber die Verfolger der hl. Elisabeth erfuhren, daß sie eine Zuflucht gefunden, trieben sie ihre Bosheit auf den Gipfel und ließen ihr den Befehl zukommen, zu einem der Hofleute zu gehen, der ihr von jeher wegen ihrer Frömmigkeit am feindseligsten gesinnt gewesen war. Dieser bewohnte in Eisenach ein geräumiges

Haus mit großen Nebengebäuden, und der niederträchtige Mensch erröthete dennoch nicht, seiner Fürstin ein enges, dunkles Loch anzuweisen, wo er sie mit ihrer ganzen Familie einschloß, mit empörender Rohheit behandelte und ihr sogar alle Nahrung und Heizung verweigerte. Sein Weib und seine Diener machten es ebenso. — An diesem unwürdigen Orte brachte Elisabeth unter dem qualvollen Anblick ihrer von Hunger und Kälte leidenden Kinder die folgende Nacht zu. Als der Tag dämmerte, wollte sie länger nicht da bleiben, verließ den ungastlichen Ort und sprach: „Ich danke euch, ihr Mauern, die ihr mich diese Nacht, so gut ihr konntet, gegen Wind und Wetter geschützt habt; vom Grunde meines Herzens möchte ich auch gerne eurem Herrn danken, wüßte aber nicht warum.

Elisabeth kehrte nun zu dem erbärmlichen Lager zurück, welches sie die erste Nacht in der Schenke gefunden hatte; zu dem einzigen Orte, den ihre Feinde ihr nicht mißgönnten. Den größten Theil des Tages, ja selbst der Nacht, brachte sie aber in den Kirchen zu. „Von hier," sagte sie, „wird mich wenigstens Niemand verjagen dürfen; sie sind Gottes und aller Menschen Wohnung; hier beherbergt mich Gott allein." Doch sollte sie jetzt ein neues, viel härteres Opfer bringen. Sie, die so viele verlassene Kinder gepflegt hatte, die ihnen allen die zärtlichste Mutter war, sah sich jetzt durch ihr Elend gezwungen, sich von ihren eigenen so innig geliebten Kindern zu trennen. Ihr anhängliche Personen, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, hörten von ihrer hülflosen Lage, und boten sich an, ihre Kinder zu sich zu nehmen. So mußte die arme Fürstin sich auch dieses letzten menschlichen Trostes berauben, wenn sie nicht täglich Zeuge davon sein wollte, wie es den armen Kleinen an den nothwendigsten Lebensmitteln, die ihr selbst abgingen, fehlte. Ein Zeitgenosse sagt: „Besonders wurde sie zu dieser Trennung durch die Besorgniß bestimmt, der Anblick der Leiden dieser heißgeliebten Kleinen möchte sie

an des Herrn Liebe irre machen, denn, fügt er hinzu, sie liebte ihre Kinder gar sehr."

Die Kinder wurden also von ihr genommen und einzeln an entfernten Orten verborgen. Elisabeth trug nun ihr eigenes Loos um so ergebener und suchte sich ihren kümmerlichen Lebensunterhalt durch Spinnen zu verdienen. Trotz ihrer Mitleid erregenden Armuth konnte sie sich dennoch den Genuß der Wohlthätigkeit nicht versagen. Sie sparte und hungerte, um Armen, die ihr begegneten, Etwas geben zu können.

Die Wuth ihrer Verfolger scheint sich durch so heldenmüthige Geduld, so unerschütterliche Sanftmuth allmälig etwas gelegt zu haben, aber nirgends wird auch nur von dem kleinsten Beweise der Theilnahme irgend eines der Bewohner Eisenachs erzählt. Die alte Wahrheit, daß der Undank die Vorwürfe des Gewissens nur durch Ueberbietung seines ersten Unrechts zu beschwichtigen sucht, scheint sich auch hier wieder bewährt zu haben. So war unter Andern damals in Eisenach eine alte, krankhaft gebrechliche Bettlerin, welcher Elisabeth früher die sorgsamste, liebevollste Behandlung hatte zu Theil werden lassen. Eines Tages, als Elisabeth durch einen, heute noch in einer der Straßen Eisenachs fließenden Bach gehen wollte, in den man einige Steine gelegt hatte, um bequemer hindurch schreiten zu können, traf sie auf diese alte Bettlerin, die eben auch über die Steine schreiten wollte. Die Alte wollte nicht ausweichen, sondern stieß die schwache, junge Fürstin, daß sie der Länge nach in den kothigen Bach fiel. Dann spottete sie ihrer, und schrie ihr zu: „Da liegst du gut; wolltest du keine Landgräfin sein, als du es warst, so liege du nun arm im Kothe, ich helfe dir nimmer auf." Immer geduldig und sanftmüthig stand die Fürstin, so gut sie konnte, auf, lachte ihres Falles und sagte: „Das sei mir dafür, daß ich ehemals Gold und Edelsteine trug." Dann ging sie mit ungetrübtem Antlitz an das nächste Wasser, wusch ihre

beschmutzten Kleider, und, fügt ein Geschichtschreiber hinzu, „ihre geduldige Seele im Blute des Lammes."

XII. Kapitel.

Wie Gott der hl. Elisabeth himmlischen Trost spendete.

Elisabeth vergaß bei all' ihrem Unglücke auch nicht einen Augenblick, daß es Gottes Hand war, die auf ihr ruhte, und nie entschlüpfte ihr das geringste Murren, die geringste Klage. Sie suchte in ihrem Unglücke immer den Herrn, und Er, der Seinen Erwählten verheißen, jede ihrer Thränen zu trocknen, ließ Sich auch finden. Er trocknete nicht nur ihre Thränen, sondern öffnete ihre Augen, und gestattete ihr, schon jetzt einige Blicke in jene Regionen zu werfen, wo ihr bereits eine Stelle bezeichnet war. Während Elisabeth Tag und Nacht vor den Stufen der Altäre kniete, fühlte sich ihre Seele erquickt von zahlreichen Gesichten, Offenbarungen der himmlischen Gnade und Herrlichkeit. Ysentrude, die ihr unter ihren Frauen die liebste war, die nie ihre Herrin verlassen, und nachdem sie in Glanz und Reichthum mit ihr gelebt, auch ihr Elend mit ihr theilen wollte, hat den geistlichen Richtern alle jene wunderbaren Tröstungen erzählt, deren sie sich erinnerte. Die Dienerin wußte sich zuerst diese Art von Verzückung nicht zu erklären, in die Elisabeth von Zeit zu Zeit fiel. Besonders an einem Tage in der Fastenzeit lehnte Elisabeth sich während der heil. Messe plötzlich an die Mauer zurück und blieb lange in dieser Stellung, gleichsam in tiefer Beschauung verloren, und über das irdische Dasein hinausgerückt. Als sie wieder zu sich kam, trug ihr Antlitz den Ausdruck höchster Seligkeit. Ysentrude, die allen ihren Bewegungen mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, bat sie inständigst, ihr doch das Gesicht zu offenbaren, das sie ohne Zweifel gesehen. Voll Freude antwortete Elisabeth: „Es steht mir nicht zu, den Menschen zu erzählen, was Gott mir zu offenbaren mich

gewürdigt, das aber will ich nicht verhehlen, daß meine Seele von der süßesten Wonne überströmt wurde, und ich mit den innern Augen des Geistes die geheimen Wunder Gottes geschaut habe."

Als sie nach dem letzten Segen in ihre ärmliche Wohnung zurückgekehrt war, nahm sie ein geringes Mahl zu sich, fühlte sich von Müdigkeit und Erschöpfung befallen, und lehnte ihren Kopf an den Busen ihrer lieben, treuen Ysentrude. Diese glaubte, sie sei krank und wolle schlafen; Elisabeth aber behielt liegend die Augen offen und blickte starr zum Himmel auf. Bald sah die Dienerin, wie Elisabeths Gesicht sich belebte, himmlische Heiterkeit und die innigste Freude sich über ihr Gesicht verbreitete, und ein zartes Lächeln um ihre Lippen schwebte. Nicht lange aber, so schlossen sich ihre Augen, und Ströme von Thränen brachen hervor; dann öffneten sie sich wieder, Wonne und Lächeln wechselten bald wieder mit Thränen ab, und so blieb die Fürstin lange, das Haupt fortwährend an den Busen ihrer Freundin lehnend, bald der Trauer, bald der Freude, jedoch weit öfter dieser letztern hingegeben. Gegen das Ende dieser schweigsamen Extase rief sie mit dem Ausdruck unaussprechlichster Zärtlichkeit: „Ja gewiß, Herr, willst Du mit mir sein, so will ich auch mit Dir sein, und nie von Dir getrennt werden." Einen Augenblick später kam sie zu sich und Ysentrude bat inständigst, daß Elisabeth ihr doch sagen möge, warum sie abwechselnd gelacht und geweint habe. Demüthig suchte Elisabeth lange die Gnaden zu verschweigen, die Gott ihr erwiesen. Die Dienerin ließ aber nicht nach zu bitten, und da Elisabeth diejenige, die ihr so treu ergeben war, zärtlich liebte, gab sie endlich nach und sprach: „Ich sah den Himmel offen und meinen Herrn, den süßen Heiland sich zu mir neigen, mich in meinen vielen Leiden und Trübsalen zu trösten. Er sprach zu mir mit liebevollster Theilnahme und hieß mich Schwester und Freundin. Er zeigte mir Seine allertheuerste Mutter

Maria und auch Seinen lieben Boten Johannes, der bei Ihm war. Beim Anblicke meines göttlichen Heilandes habe ich mich freuen und lächeln müssen. Zuweilen aber wandte Er sein Angesicht von mir, als wollte Er sich zurückziehen, dann weinte ich, daß meine Verdienste zu gering seien, lange Seines Anschauens zu genießen. Er aber, Sich meiner erbarmend, wandte wieder Sein göttlich heiteres Antlitz nach mir hin und sagte: „Elisabeth, willst du mit mir sein, so will ich auch bei dir weilen und nie von dir getrennt werden, weder in Liebe noch im Leide.““

Von da an gruben sich diese göttlichen Worte mit Flammenzügen in Elisabeths Herz und erleuchteten es mit himmlischem Glanze. In diesem heiligen Bunde, in dieser innigen, liebevollen Vereinigung mit Christus, dem Gotte des Friedens, dem Vater der Armen und Nothleidenden, konnte Elisabeth gleichsam das Ende ihres Wittwenstandes, eine neue unauflösliche Verlobung mit ihrem unsterblichen Bräutigam erblicken.

Und doch fand Elisabeths zarte, demüthige Seele in diesen besondern Gnaden, die ihr der Herr erwies, immer nur neue Beweggründe, ihren eigenen Kräften und Verdiensten zu mißtrauen, und die Beängstigungen ihrer Demuth waren oft für sie eine Quelle großer Qualen. Gott erbarmte sich ihrer auch in dieser Noth, und die allerseligste Jungfrau Maria wurde von nun an ihre ganz besondere Trösterin und vermittelte alle die Gnaden und Erleuchtungen, die ihr göttlicher Sohn über die Braut, die Er sich von der Wiege an ausersehen hatte, verbreiten wollte.

Unvergleichlich zart ist die Huld, womit die Gespräche der allerseligsten Jungfrau mit Elisabeth eröffnet wurden. Eines Tages erblickte Elisabeth ein prachtvolles, mit Blumen bedecktes Grabmal, aus dem ihre himmlische Trösterin emporstieg und sich zum Himmel erhob, umgeben von zahlreichen Engeln, die sie den Armen ihres Sohnes

entgegenführten. Ein Engel erklärte ihr dies Gesicht der Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau: es solle ihr eine Gunst von oben zur Stärkung in ihren Leiden und zugleich eine holde Vorbedeutung der Glorie sein, die Gott ihr, wie Maria vorbehielte, wenn sie treu und Seinem Willen ergeben bis an's Ende ausharren würde.

Als später die demüthige Heilige diese Wunder selbst erzählte, sagte sie, sie habe dieselben so deutlich gesehen und sei von ihrer Wirklichkeit so fest überzeugt, daß sie lieber sterben als sie läugnen wolle.

Die traurige Lage einer Fürstin, die mit den mächtigsten Häusern Deutschlands so nahe verwandt war, rief natürlich, so bald sie bekannt wurde, die Theilnahme ihrer Verwandten wach. Nachdem die Landgräfin Sophie sich vergeblich bei ihren Söhnen bemüht hatte, Elisabeth wieder aufzunehmen, benachrichtigte sie im Geheimen Elisabeths fromme Tante Mathilde, Aebtissin von Kitzingen. Diese sandte von der tiefsten Theilnahme ergriffen sogleich treue Boten mit zwei Wagen, die ihre Nichte Elisabeth mitsammt deren Kindern nach der Abtei abholen sollten. Elisabeth war sehr glücklich, sich wieder mit ihren heißgeliebten Kindern vereinigen zu können, und nahm voll Freuden das Anerbieten ihrer Tante an. Ihre Feinde wagten nicht, ihr ein Hinderniß in den Weg zu legen, und so zog die Fürstin, Gott dankend, durch die weiten Wälder und über die Gebirge, die Thüringen von Franken trennen, nach Kitzingen an den Main, wo sie von ihrer Tante mit großer Güte und mütterlicher Theilnahme empfangen wurde. Die Aebtissin suchte der armen Vertriebenen ihr Leiden so viel als möglich vergessen zu machen, und richtete ihr im Kloster eine ihrem Range angemessene Wohnung ein. Elisabeth fand ihre höchste Wonne dabei, so weit es eben ging, die Regel der Nonnen zu befolgen.

Der Fürstbischof von Bamberg, Egbert, Elisabeths Oheim mütterlicher Seite, hatte unterdessen auch von

seiner Nichte Schicksalen gehört und lud sie ein, in sein Bisthum zu kommen, da ein verlängerter Aufenthalt im Kloster mit ihrer Familie sich nicht wohl schicke, weder für ihre eigene Person, noch für die Einrichtungen des Klosters. Elisabeth verließ ungern diesen friedlichen Zufluchtsort, gehorchte aber dem Wunsche ihres Oheims und ließ nur ihre zweijährige Tochter Sophie bei der Aebtissin zurück, um sie im Kloster erziehen zu lassen. Diese Tochter nahm später in derselben Abtei, die ihrer verfolgten Mutter Zufluchtsstätte gewesen, den Schleier. Der Empfang in Bamberg war ganz geeignet, Elisabeth von dem Wohlwollen ihres Onkels und der tiefen Ehrfurcht, die ihm ihr Unglück einflößte, zu überzeugen. Nachdem sie seinen ersten Vorschlag, sie zu ihrem Vater nach Ungarn zurückzuführen, abgelehnt hatte, bot er ihr das Schloß Pottenstein zur Wohnung an und richtete ihr daselbst einen ihrem Range angemessenen Hofstaat ein.

Hier lebte nun Elisabeth mit ihren Kindern und Frauen, die ihr so treu überall gefolgt waren, ruhig ihren frommen Andachtsübungen. Als der Bischof aber sah, wie die Fürstin noch gar so jung — sie war eben zwanzig Jahre — und von sehr großer Schönheit war, gedachte er sie wieder zu verheirathen. Manche behaupten, er habe gewünscht, sie mit Kaiser Friedrich II. zu vermählen, dessen zweite Gemahlin, Yolande von Jerusalem, kurz vorher gestorben war. Auch Kaiser Friedrich selbst soll lebhaft diesen Wunsch geäußert haben. Der Bischof besuchte also Elisabeth und brachte das Gespräch auf diesen Gegenstand. Er sagte, daß er ihr einen viel größern und mächtigern Herrn zum Gemahle geben wolle, als ihr verstorbener Herr es gewesen. Viele Geschichtschreiber Elisabeths stimmen darin überein, daß sie schon bei Lebzeiten ihres Mannes das Gelübde gethan habe, im Falle derselbe vor ihr sterben solle, nicht wieder zu heirathen. Jedenfalls wies sie den Antrag des Bischofs sanft, aber mit großer Bestimmtheit zurück, und sagte ihm, sie bleibe lieber ledig,

um sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Der Bischof stellte ihr ihre große Jugend vor, erinnerte sie an die Verfolgungen, die sie zu leiden gehabt, und deutete ihr an, daß es wohl möglich sei, daß dieselben sich erneuern könnten, da er ja nicht die Macht habe, sie nach seinem Tode zu beschützen, wenn er auch beschlossen habe, ihr Pottenstein mit allen dazu gehörigen Gründen abzutreten. Elisabeth blieb aber unerbittlich und eine Chronik jener Zeit legt ihr folgende Antwort in den Mund: „Mein verstorbener Herr hat mich zärtlich geliebt und war immer mein treuer Freund und Beschützer; ich hatte Theil an seiner Ehre und Macht; ich besaß Edelsteine, Reichthümer, alle Freuden der Welt; ich dachte aber immer, was Ihr auch selbst wohl wißt, daß der Welt Freuden eitel sind; darum will ich sie aufgeben und Gott die Schulden meiner Seele abtragen. Ihr wißt wohl, geliebter Oheim, daß die irdischen Genüsse nur Schmerzen und Ungemach, nur den Tod der Seele erzeugen. Mich verlangt sehr darnach, bei meinem Heilande zu sein. Ich bitte ihn nur um Eins auf dieser Welt. Von den Kindern meines verstorbenen Herrn werden zwei reich und mächtig werden; ich würde sehr glücklich und Gott sehr dankbar sein, wenn er mir die Liebe erzeigte, sie Seine Wege wandeln zu lassen.“ Es scheint also nicht, daß sie dem Bischofe ihr Gelübde entgegengesetzt hat, aber mit ihren Edelfräulein, die dasselbe gethan hatten, sprach sie oft hierüber. „Ich habe,“ sagte sie, „Gott und meinem Herrn, da er noch lebte, gelobet, nach ihm keinem Manne mehr anzugehören. Gott, der die Herzen prüft und ihre geheimsten Gedanken kennt, weiß, daß ich dieses Gelübde mit reinem, einfältigen Herzen und ungeheuchelter Treue abgelegt habe. Auf seine Barmherzigkeit vertraue ich; er kann mich nicht gegen die Anschläge der Menschen, selbst nicht gegen Gewalt unbeschützt lassen. Es war nicht ein bedingtes Gelübde, etwa nur für den Fall, wo es meinen Verwandten und Freunden gefallen würde; es war ein

freiwilliges, entschiedenes und unbedingtes Gelübde, nach dem Tode meines Geliebten meine Keuschheit zur Ehre meines Schöpfers zu bewahren. Will man mich, der Freiheit der Ehe zum Trotz, mit Gewalt an einen Mann fesseln, so werde ich dagegen protestiren, und kann ich mich deß' mit Worten nicht entschlagen, so schneide ich mir lieber mit eigenen Händen die Nase ab, um also verstümmelt allen Männern ein Gegenstand des Abscheues zu werden."

Der feste Wille ihres Oheims verkündete aber Elisabeth neue Kämpfe, und es befiel sie eine große Traurigkeit. Sie flehte inbrünstig zu Gott und der allerseligsten Jungfrau um Schutz in dieser harten Bedrängniß und bald kehrte der Frieden in ihr Herz zurück, und sie war voll gränzenlosen Vertrauens auf den göttlichen Schirm.

Die Fürstin machte um diese Zeit einige Reisen, wahrscheinlich um den zudringlichen Bitten ihres Onkels zu entgehen, vielleicht auch aus Andacht und frommer Neugierde, gewisse Gott geweihte Orte kennen zu lernen. Damals konnten arme, gebrechliche, schwache Frauen dem Reize nicht widerstehen, in irgend einem berühmten Gotteshause zu beten oder die Reliquien eines Heiligen zu verehren, und zu jener Zeit setzten religiöse Beweggründe vielleicht mehr Menschen in Bewegung, als heutzutage Langeweile und die Sucht Geld zu gewinnen. Elisabeth ging zweimal nach Erfurt und wählte dort ein Kloster büßender Schwestern zu ihrem Aufenthaltsort. Jetzt ist ein Ursulinerkloster daraus geworden, worin man noch das Kämmerlein zeigt, in welchem die fromme Fürstin wohnte. Sie verbrachte dort einige Tage in größter Zurückgezogenheit und ließ beim Abschiede zum Andenken ihr Trinkglas zurück, das sie bei ihren kärglichen Mahlzeiten gebraucht hatte. Auch das Stammschloß ihrer Ahnen mütterlicher Seits, Andechs, besuchte sie wahrscheinlich um dieselbe Zeit. Dasselbe liegt ungefähr acht Stunden von München in der Nähe des durch seine Schönheit berühm-

ten Starenberger See's. Ein anderer Onkel Elisabeth's, Markgraf Heinrich von Istrien, hatte dieses Schloß kurz vorher in ein Benedictinerkloster umgewandelt. Wie oft mag Elisabeths Blick auf dieser majestätischen Kette der Tyroler Alpen geruht haben, hinter welchen jedes katholische Herz Italien und das ewige Rom erräth! Eine liebliche Sage hat sich von diesem Aufenthalte Elisabeth's erhalten. Auf ihr Gebet soll eine reiche unerschöpfliche Quelle am Fuße des Berges entsprungen sein, die in den Jahren größter Dürre nie versiegt und auch verschiedene Heilkräfte besitzt. Auch hier ließ die fromme Fürstin manch' rührendes Andenken zurück. Das Kleid, das sie am Vermählungstage mit Ludwig getragen hatte, legte sie auf den Altar und weihte es dem himmlischen Bräutigam ihrer Seele, den Mönchen schenkte sie ein kleines, silbernes Kreuz, in welchem Theile der Leidenswerkzeuge enthalten waren, auch einen Reliquienbehälter, den sie immer bei sich getragen.

Wenige Jahre später erschallte der Name der verfolgten Wittwe, die als demüthige Pilgerin ihre Gaben diesem heiligen Orte geweiht hatte, in der ganzen Christenheit. Als sie heilig gesprochen wurde, waren diese Geschenke natürlich unschätzbare Reliquien geworden.

XIII. Kapitel.

Elisabeth empfängt die Gebeine ihres Gemahls und die zurückkehrenden thüringischen Ritter verhelfen ihr zu ihrem Rechte.

Kaum war Elisabeth von ihren Reisen nach Pottenstein zurückgekehrt, als ein Bote des Bischofs sie nach Bamberg berief, um dort die Gebeine ihres vielgeliebten Gemahls in Empfang zu nehmen. Der Bischof selbst war mit vielen Geistlichen der Leiche entgegengereist. Viele Grafen und Herren der Umgegend hatten sich dem Zuge noch angeschlossen, der in feierlicher Ordnung in Bamberg einzog und die Leiche in die Hauptkirche brachte, in welcher

auch die Gebeine des heiligen Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde, ruhen. Am folgenden Morgen führte man Elisabeth in Begleitung ihrer treuen Frauen in die Kirche. Was hier, sagt ein Berichterstatter, für Schmerz und Liebe in ihrem Herzen war, das kann nur Jener wissen, der in den Herzen aller Menschenkinder liest. Alle Leiden jener ersten Augenblicke, in denen sie die Nachricht ihres Unglücks erhalten, erneuerten sich hier; sie warf sich über die Gebeine hin, küßte sie mit Inbrunst, und ihre Thränen flossen so reichlich, ihre Aufregung war so heftig, daß der Bischof und die andern Zeugen dieses schmerzlichen Auftrittes es für ihre Pflicht hielten, sie zu beruhigen und von dem Sarge zu entfernen. Dann aber dachte sie an Gott, ihre ganze Kraft kehrte zurück, und sie sprach: „Ich danke Dir, o Herr, daß du deine Magd erhört und mir den heißen Wunsch gewährt hast, die Gebeine meines Vielgeliebten, der auch Dein Vielgeliebter war, mit meinen Augen zu sehen. Ich danke Dir, daß Du meine betrübte, meine trostlose Seele so gnädig getröstet hast. Er selbst hatte sich Dir geopfert, und auch ich hatte ihn Dir geopfert, Dein heiliges Land zu befreien; ich bereue dieses Opfer nicht, obgleich ich ihn aus allen Kräften meines Herzens liebte. Du weißt es, mein Gott, wie sehr ich meinen Mann geliebt, der auch Dich so sehr liebte. Du weißt, ich hätte gern seine theure Gegenwart tausendmal allen Freuden der Welt vorgezogen, hättest Du es mir gnädig vergönnt. Du weißt, ich hätte gern mein ganzes Leben lang mit ihm in Elend und Noth leben, hätte von Thür zu Thür mein Brod mit ihm betteln mögen, nur um das Glück zu genießen, mit ihm zusammen zu sein, hättest Du es, o Herr, erlaubt! Du bist auch mein Zeuge, daß ich jetzt nicht um den Preis eines einzigen Haupthaares den Verstorbenen gegen Deinen Willen, auch wenn ich es könnte, in's Leben zurückrufen möchte. Ihn und mich übergebe ich Deiner Gnade. Uns geschehe nach Deinem Wohlgefallen.“

Es war der letzte Aufschrei menschlicher Natur, der letzte Seufzer irdischer Liebe, die in diesem zwanzigjährigen Herzen in heißer Sehnsucht nach himmlischer Liebe erstarb.

Als die Fürstin diese Worte gesprochen, trocknete sie ihre Thränen und ging aus der Kirche auf den mit Gras bewachsenen Vorplatz, wo sie sich niederließ. Sie bat die thüringischen Herren, neben ihr Platz zu nehmen, da sie zu schwach sei, um so lange stehen zu können, und erzählte mit großer Sanftmuth, wie grausam und unwürdig ihre Kinder und sie selbst von den Landgrafen Heinrich und Konrad behandelt worden, und welches Elend sie hatte erdulden müssen. Der Bischof trat hinzu und besprach sich umständlich mit den Rittern, wie diese Unbilden der Wittwe und verwaisten Kinder ihres Fürsten wieder gut zu machen wären. Die Pilger brachen bei der Schilderung dieser Beiden in heftigen Unwillen aus und sagten, sie würden die Sache Elisabeth's, die sie immer noch als ihre Fürstin betrachteten, zu ihrer eigenen machen und sie gegen Alle und Jeden verfechten.

Rudolph von Varila, der Sohn desjenigen, der Elisabeth sechzehn Jahre früher vom Hofe ihres königlichen Vaters abgenommen hatte, stellte sich an die Spitze und bat den Bischof, ihnen diese edle unglückliche Familie anzuvertrauen, damit sie zugleich mit der Leiche Ludwigs nach Thüringen zurückgeführt werde. Der Bischof gab ihren Bitten nach und so bewegte sich der Trauerzug am folgenden Morgen weiter nach der Abtei Reinhardsbrunn, wo der fromme Ludwig hatte begraben sein wollen.

Unterdessen hatte sich das Gerücht von dem Herannahen der Kreuzfahrer in ganz Thüringen verbreitet. Arm und Reich, Jung und Alt strömte herbei; das ganze Volk, das Ludwig so zärtlich geliebt und so treu beschützt hatte, wollte ihm die letzte Ehre erweisen. Elisabeth's trauriges Schicksal hatte an andern Orten als Eisenach auch innige Theilnahme wachgerufen, und Viele kamen auch ihretwegen, um zu sehen, wie es der armen, schuld-

losen Fürstin ergehen würde. Die Exequien wurden in der Klosterkirche in Gegenwart der beiden Landgräfinnen und der beiden Landgrafen gefeiert, aber hier vereinigte sie Alle ein aufrichtiger Schmerz. Auch die Thränen und das Wehklagen des Volkes kam aus dem innersten Herzen, und die Menge der zusammengeströmten Menschen suchte theils durch großmüthige Opfergaben an die Kirche, theils durch Almosen an Arme dem geliebten Fürsten, der die Armen so sehr geliebt und die Kirche so sehr verehrt hatte, eine letzte Huldigung darzubringen.

Als aber die Begräbnißfeierlichkeiten vorüber waren, erinnerte der edle Varila die Ritter an das Versprechen, welches sie dem Bischof von Bamberg gegeben. „Jetzt," sagte er, „gilt es die Treue zu bewähren, die wir unserm edlen Fürsten und unserer edlen Frau Elisabeth geschworen haben, sonst, fürchte ich, verdienen wir die ewige Hölle an ihr." Die Ritter beschlossen nun einstimmig, den jungen Landgrafen kräftige Vorstellungen zu machen, und beauftragten Varila, der am besten das Wort zu führen verstand, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Andern folgten alle, und so gingen sie zu den jungen Fürsten, die sie bei ihrer Mutter fanden. Varila richtete an Landgraf Heinrich folgende sorgfältig aufbewahrte Worte:

„Herr, meine Freunde und Eure Vasallen, die hier gegenwärtig stehen, haben mich gebeten, mit Euch in ihrem Namen zu reden. Wir haben in Franken gehört und vernommen, und auch hier in Thüringen von Euch solch unmildes Betragen in Erfahrung gebracht, daß unser Gemüth darüber sehr erschrocken, und unser Antlitz mit Scham befangen worden ist, weil sich solche Gottlosigkeit, solche Untreue, solche Ehrvergessenheit in unsern Landen und bei unsern Fürsten gefunden. Ach, junger Fürst, was habt Ihr gethan, und wer hat Euch das gerathen, daß Ihr Eures Bruders Weib, die betrübte Wittwe, des edlen Königs Tochter, die Ihr billig solltet getröstet und geehrt haben, ohne Ursache aus Eurem Schlosse und

Euren Landen, wie ein gemeines, schnödes Weib hinausgewiesen habt? Euch selbst zum allgemeinen Schimpfe habt Ihr sie so unmenschlich verstoßen, in Eurer eigenen Stadt darben, und wie eine Bettlerin umhergehen lassen! Während Euer Bruder sein Leben zur Ehre Gottes aufopfern ging, habt Ihr seine verwaisten Kinder, die Ihr in treuer Vormundschaft halten, und mit Liebe und Güte hättet erziehen müssen, lästerlich von Euch gewiesen, und sie sogar genöthigt, sich von ihrer Mutter zu trennen, um nicht mit ihr zu verhungern. Wo war Eure brüderliche Treue? Das hatte Euch Euer seliger Bruder, der tugendsame Fürst, nicht gelehrt; nicht dem geringsten seiner Unterthanen würde er das gethan haben! Selbst ein grober Bauer würde das nicht an seines Gleichen gethan haben, und Ihr, ein Fürst, habt es Eurem Bruder gethan, während er für die Sache Gottes in den Tod zog! Wie mögen wir wohl bei Euch Treue und Gnade suchen, während Ihr solche Untreue bewiesen habt? Ihr wißt aber doch, daß Ihr als Ritter Wittwen und Waisen schützen müßt, und dennoch mißhandelt Ihr selbst die Waisen und die Wittwe Eures eigenen Bruders! Ich sage es Euch frei heraus, das schreit zu Gott in den Himmel!"

Die Landgräfin Sophie zerfloß bei diesen gerechten Vorwürfen, die ihr Sohn nur zu sehr verdiente, in Thränen, und Heinrich selbst wußte nicht, wohin er sein Angesicht wenden sollte vor Scham. Varila fuhr fort: „Herr, was habt Ihr von der kranken, verlassenen, betrübten Frau zu fürchten, die allein, ohne Freunde, ohne Macht in diesem Lande war? Was möchte Euch diese heilige, tugendsame Frau gethan haben, ob sie auch alle Eure Schlösser inne gehabt hätte? Wie so gar untugendlich lautet das, wenn man dessen in andern Landen gedenken wird? Pfui der Schande, die nun unsere Ohren oft von Fremden und Bekannten werden hören müssen! Ich schäme mich davon zu reden. Ihr habt gar übel

daran gethan, habt Gott ohne Zweifel erzürnt, Euch selbst entehrt, das ganze thüringische Land damit gelästert und den Ruf des landgräflichen Hauses geschwächt. Wahrlich, ich fürchte, die Rache Gottes wird darum über dieses Land kommen, es sei denn, daß Ihr Buße vor Ihm thut, Euch mit der gottseligen Frau gütlich versöhnet, und ihr das wieder gut macht, was Ihr an ihr und an Eures Bruders Kindern Unrecht gethan habt!"

Die Ritter wunderten sich, daß der edle Schenke eine so kühne Sprache redete; aber Gott bediente sich seiner, um des Landgrafen Herz zu rühren. Der junge Fürst fing so sehr an zu weinen, daß er lange kein Wort reden konnte. Endlich sagte er: „Was ich gethan habe, das ist mir getreulich leid, und die mir solchen Rath gegeben, denen werde ich nimmer hold sein. Damit ich nun meiner Schwester Elisabeth Huld und Freundschaft wieder erhalte, will ich Alles, was sie von mir haben will, gerne thun, und Ihr sollt deßhalb volle Macht haben, so weit mir Leib und Gut reichen mag."

Varila antwortete: „So ist's recht, das ist das einzige Mittel, dem Zorne Gottes zu entgehen." Darauf ging er sogleich, um der Landgräfin Elisabeth diese Botschaft zu bringen. Als die Fürstin von dem guten Willen Heinrichs hörte, rief sie aus: „Seiner Burgen und Städte, seines Landes und seiner Leute, noch Alles dessen, weßhalb man der Welt wegen Sorgen und Bekümmernisse haben muß, begehre ich nicht. Nur was mir von Rechtswegen als Mitgift und als Leibgedinge meines seligen Mannes zukommt, darum bitte ich, daß er mir das ausfolgen lasse, damit ich es nach meinem Willen, zu meinem und meines lieben Freundes Heil und Seligkeit verwenden könne." Hierauf führten die Ritter den Landgrafen Heinrich zu Elisabeth, die ihn liebevoll empfing und seine Bitte um Verzeihung gütig gewährte.

XIV. Kapitel.

Elisabeth zieht sich von der Welt zurück.

Heinrich gelobte der Fürstin, alles Unrecht zu vergüten und ihr Alles treulich zu ersetzen. Auch die Rechte ihrer Kinder, besonders die des jungen Landgrafen Hermann wurden nun gesichert. Heinrich blieb nur Vormund bis zur Mündigkeit des rechtmäßigen Erben der Landgrafschaft Thüringen und Hessen. Als Alles in Ordnung war, begab sich Elisabeth mit ihrer Schwiegermutter und ihren Kindern wieder nach der Wartburg zurück, von der sie so schimpflich vertrieben worden war.

Treu seinem Wort bemühte sich Landgraf Heinrich wirklich durch große Aufmerksamkeit und Liebe, die er seiner Schwägerin bewies, alles frühere Unrecht wieder gut zu machen. Es ließ ihr alle Freiheit zu ihren frommen Liebeswerken und hielt auch darauf, daß ihr alle ihrem Range angemessenen Ehren erwiesen wurden.

Um diese Zeit gründete Elisabeth das Hospital zur hl. Maria Magdalena in Gotha, und erhielt eine theure Aufmunterung, die sie in hohem Grade zu schätzen wußte. Jener Kardinal Ugelino, der früher ihren Verkehr mit dem hl. Franz von Assisi vermittelt hatte, war Papst Gregor IX. geworden, und schrieb ihr, von ihrem unerschütterlichen Beharren auf den Wegen Gottes und ihren traurigen Schicksalen gerührt, mehrere Briefe voll apostolischer Tröstungen. Sei es, daß diese Schriften des heiligen Vaters Elisabeth's Frömmigkeit einen neuen Schwung verliehen, oder daß sie nur der Eingebung göttlicher Gnade folgte, — bald nachher fühlte sie eine heiße Sehnsucht, Gott noch näher zu stehen, und die Bande, die sie noch an die Welt fesselten, immer noch mehr abzustreifen. „Ihr war," wie ein Geschichtschreiber sagt, „in der Welt weh." Sie dachte lange darüber nach, welche von den verschiedenen Ordensregeln sie annehmen solle, aber das Andenken an den heiligen Franz von Assisi gab in ihrem

Herzen den Ausschlag. Sie fühlte dieselbe Liebe zur Armuth, wie er, und beschloß, alle irdischen Güter aufzugeben und sich von Thür zu Thür ihren Lebensunterhalt erbetteln zu gehen. Ihr vorsichtiger Beichtvater, Konrad von Marburg, verwarf aber diesen Vorsatz entschieden, weil ihr Geschlecht und ihre Schwäche ihr eine solche Lebensart untersagten. Elisabeth weinte und bat, als sie aber sah, daß sie bei dem strengen Manne nichts ausrichten konnte, wandte sie sich an den Landgrafen Heinrich mit der Bitte, ihr eine Wohnung anzuweisen, wo sie sich ungestört ihren Werken der Liebe und Andacht hingeben könne. Heinrich überließ ihr die Stadt Marburg mit sammt ihrem Gebiete und Einkünften, und versprach ihr überdies, für die Kosten ihrer ersten Einrichtung fünf hundert Mark Silbers zu schicken. Elisabeth dankte hocherfreut, und sobald es thunlich war, begab sie sich dorthin. Das Volk in Marburg und der Umgegend beeiferte sich aber so sehr, der frommen Fürstin seine Huldigungen darzubringen, daß Elisabeths Demuth großen Anstoß nahm, und sie sich sobald als möglich in ein kleines Dorf Wehrda, eine Stunde von Marburg, zurückzog. Hier mußte sie in einer elenden Hütte ihren Aufenthalt nehmen, deren Eingang mit Baumzweigen geschlossen wurde und worin sie vor keinem Ungemach der Witterung Schutz fand. Sie dankte Gott innig für diesen Aufenthalt und ließ sich, während sie hier ein Unterkommen gefunden, in Marburg neben dem Franziskanerkloster ein Häuschen aus Holz und Lehm bauen.

Wir haben früher gehört, wie Elisabeth in den sogenannten dritten Orden zum hl. Franziskus getreten war. Es betrübte sie unendlich, daß ihr Beichtvater ihr immer noch die Erlaubniß verweigerte, sich all ihrer Güter zu entäußern. Sie beschloß aber ihre Gelübde der freiwilligen Armuth, Keuschheit und des Gehorsams feierlich zu erneuern, um einen offenern, vollständigeren Bruch mit der Welt herbeizuführen und ihr inniges Bündniß mit

Gott desto fester zu besiegeln. Dazu bedurfte sie außer ihres eigenen guten Willens auch ganz besonderer Gnade Gottes und oft sagte sie ihren Frauen, wie sie ganz besonders um drei Dinge zu Gott flehte: um gänzliche Verachtung aller irdischen Dinge, um den Muth, Schimpf und Verläumdungen der Menschen zu ertragen; endlich und besonders um die Abnahme ihrer unmäßigen Liebe zu ihren Kindern. Als sie lange darum gebetet, kam sie einst von mehr als irdischer Freude strahlend zu ihren Frauen und sagte: „Gott hat mein Gebet erhört. Alle Reichthümer, alle Güter dieser Welt, die ich ehemals geliebt, sind nur Koth in meinen Augen. Der Verläumdungen der Menschen, der Lügen der Bösen und der Verachtung meiner freue ich mich und wünsche mir Glück dazu. Selbst meine Kleinen, meine theuren Kinder, die ich an meinen Brüsten genährt, die ich so sehr geliebt, die ich so zärtlich umfing, auch sie betrachte ich als Fremde, deß nehme ich Gott zum Zeugen. Ihm opfere ich sie auf, Ihm vertraue ich sie an, Er verfahre mit ihnen nach Seinem heiligen Willen. Ich liebe kein Geschöpf mehr, ich liebe nur noch meinen Schöpfer."

Sie wählte zu ihrer Einkleidungsfeierlichkeit die Kapelle, die sie den Minoritenbrüdern geschenkt hatte und den Charfreitag. „Könnte ich doch", sagte sie, „ein ärmeres Kleid finden, als das der heiligen Klara, ich würde es anlegen, um mich darüber zu trösten, daß ich nicht ganz in ihren Orden treten kann, aber ich kenne keines." Der Tag, an dem Christus aus Liebe zu uns, von Allem entblößt, an's Kreuz genagelt wurde, sollte auch derjenige sein, an dem Elisabeth die letzten Bande, die sie an die Erde knüpften, zerreißen wollte. Sie trat in Gegenwart ihrer Kinder, ihrer Freunde und mehrerer Franziskaner an den Altar, legte ihre Hände darauf, und schwor, ihren eigenen Willen, ihre Eltern, ihre Verwandten und Freunde, alle Pracht und Freude dieser Welt aufzugeben. Der Guardian der Minoritenbrüder schnitt ihr die Haare ab,

legte ihr das graue Kleid an, und umgürtete sie mit dem Stricke, dem Abzeichen des Franziskanerordens, während Magister Konrad die Messe sang. Dies Kleid trug sie bis zu ihrem Tod und ging immer barfuß. Guda, ihr Ehrenfräulein wollte sich auch jetzt nicht von ihr trennen und legte zu gleicher Zeit das Kleid des dritten Ordens an. Dies Zusammensein mit den treusten Freundinnen sicherte Elisabeth wenigstens einen Trost, den sie sich vielleicht versagt hätte, wenn sie sich dessen deutlich bewußt gewesen wäre. Aber ihre Kinder mußte sie jetzt schon von sich entfernen. Hermann, der künftige Landesherr, der nun schon sechs bis sieben Jahre alt war, wurde auf das Schloß Kreuzburg unter gute Aufsicht gebracht, bis er seine Regierung antreten könne. Ihre älteste Tochter Sophie, die bereits mit dem Herzog von Brabant verlobt war, wurde wahrscheinlich ebendaselbst erzogen. Die zweite Tochter Sophie kehrte nach der Abtei Kitzingen zurück, wo sie ihr ganzes Leben zubrachte, und Gertrud, die kaum zwei Jahre alt und nach ihres Vaters Tode geboren worden war, wurde in das Prämonstratenser-Kloster Altenberg bei Wetzlar geschickt. Durch eine Anstrengung, die über die Pflichten eines Christen herausgeht, hatte Elisabeth das größte Opfer, die gänzliche Hingabe ihrer selbst, vollbracht. Sie konnte im wahren Sinn des Wortes sagen: „Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“ Wenn sie sich jetzt zurückzieht, so geschieht es, weil sie siegend dem Kampf ein Ende gemacht hat. So sei ihr denn auch, da sie die Schlange unter die Füße getreten, erlaubt, die Waffen niederzulegen, und im Schooße der geheimnißvollen Freuden der Armuth und des Gehorsams den Tag des ewigen Triumphes abzuwarten. Da Magister Konrad ihr nicht hatte erlauben wollen, von Thür zu Thür ihren Lebensunterhalt betteln zu gehen, so wollte sie ihn wenigstens mit ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie konnte aber nichts als spinnen, und zwar nicht einmal Flachs, sondern

nur Wolle. Sie ließ sich also die Wolle aus dem Kloster Altenberg zusenden und schickte sie gesponnen zurück, wofür sie dann die geistlichen Frauen in baarem Gelde, oft karg genug, bezahlten. Sie war so emsig bei ihrer Arbeit, daß sie selbst dann nicht aufhören wollte, wenn große Schwäche und Kränklichkeit sie nöthigte, das Bett zu hüten. Dann suchte sie, um nicht müssig zu bleiben, wenigstens die Wolle für die nächsten Tage zu reinigen und auszuzupfen. Nichts war unbedeutender als ihre Nahrung, und gab man ihr etwas Besseres, so brachte sie es gleich zu ihren Armen. Sie aß meistens nur in Wasser abgekochtes Gemüse ohne Salz, aber ihre Gewissenhaftigkeit trieb sie doch dazu, daß sie ihren Arzt bat, ihr genau die erlaubte Grenze der Enthaltsamkeit anzugeben, damit sie sich nicht etwa durch Uebertreibungen Krankheiten zuzöge, die es ihr unmöglich machten, Gott, der hierüber strenge Rechenschaft fordern würde, wohl zu dienen. Ihre Kleider entsprachen ihrer Nahrung. Sie trug einen ärmlichen Rock von grobem, ungefärbtem Tuche, wie ihn nur Bauern und arme Leute zu tragen pflegten. Dieser war mit Lappen verschiedener Farbe ausgebessert, was sie immer selbst that, obschon sie nicht gut nähen konnte. Oft verschenkte sie sogar diese Kleider noch an Arme und behielt kaum etwas zu ihrer eigenen Bedeckung, wodurch sie dann bei großer Kälte genöthigt war, an ihrem kleinen Feuer sitzen zu bleiben.

Bei all diesen Entbehrungen hatte sie indessen nichts von der lieblichen Anmuth ihres Wesens, von der allumfassenden Güte verloren, die sie von jeher ausgezeichnet hatten. Sie war nicht damit zufrieden, den Armen den ausschließlichen Genuß ihres Eigenthums überlassen zu haben; es war ihr durchaus Bedürfniß, selbstthätig einzugreifen und ihre Leiden zu lindern. Kaum in Marburg angekommen, ließ sie ein Krankenhaus bauen, welches sie, auf Wunsch des Papstes dem hl. Franz von Assisi weihte. Hier wurden die eckelhaftesten Kranken, die Jeden

anwiderten, der Gegenstand ihrer sorgsamsten, liebevollsten Pflege. Die Aussätzigen, die für die meisten Menschen ein Gegenstand des Abscheues waren, weil ihre scheußliche Krankheit so leicht ansteckte, beneidete sie fast um ihr Loos, weil kein menschliches Elend seine Opfer damals mehr der Welt entrückte, als der Aussatz. Die Kirche suchte mit den Maßregeln, welche das Wohl Aller erheischte, die zärtlichste Sorgfalt für diese unglücklichen Kinder zu verbinden, und es gibt vielleicht nichts Rührenderes in ihrer ganzen Liturgie, als die Ceremonie Separatio leprosorum, mit welcher derjenige, den Gottes Hand geschlagen, an Orten, wo es kein besonderes Spital für Aussätzige gab, von der Gemeinde getrennt wurde. Im Beisein des Kranken wurde eine Todtenmesse gesungen; dann segnete man alle Geräthe, die ihm in seiner Einsamkeit dienen sollten, und nachdem Jeder ihm sein Almosen gereicht, führte ihn der Klerus, das Kreuz voran, die ganze Gemeinde hinter ihm her, nach der einsamen Hütte, die ihm zur Wohnung dienen sollte. Auf das Dach dieser Hütte legte der Priester Erde vom Kirchhofe mit den Worten: „Stirb der Welt und lebe für Gott wieder auf.“ Dann richtete er eine Trostrede an ihn, schilderte ihm die Freuden des Paradieses, und seine geistliche Gemeinschaft mit der Kirche, die für ihn, den Abgeschiedenen, nun noch mehr als vorher betete, pflanzte ein hölzernes Kreuz vor die Thüre der Hütte, hing einen Almosenkasten daran und entfernte sich. Nur zu Ostern durften die Aussätzigen ihr Grab verlassen, wie Christus das seinige verlassen hatte, einige Tage lang Dörfer und Städte besuchen, und an der allgemeinen Freude Theil nehmen. Besonders gaben die Heiligen des Mittelalters den Aussätzigen Beweise der erhabensten Selbstaufopferung. Die hl. Catharina von Siena, Franz von Assisi mit seiner edlen Schwester, der hl. Clara, die hl. Ottilie und viele andere zeichneten sich darin aus, diesen Kranken die demüthigendsten Dienste zu leisten, und Elisabeth hatte sich dieser

glorreichen Gesellschaft bereits durch den unwiderstehlichen Aufschwung ihres Herzens zu Gott, den sie überall in der Person der Nothleidenden erblickte, angeschlossen.

Nach einer sehr alten, tief symbolischen Ueberlieferung wurde der Aussatz als das vollständigste Bild der Sünde angesehen, daher er nur durch unschuldiges Blut geheilt werden könne, sowie die Ursünde des Menschengeschlechts nur durch das unschuldige Blut des Gottmenschen hatte abgewaschen werden können. Diese Ansicht findet sich auch in einer Menge Legenden und Gedichte des Mittelalters, besonders bildet sie auch die Grundlage eines der berühmtesten Gedichte aus jener Zeit, des „armen Heinrich," von Hartmann von der Aue.

XV. Kapitel.

König Andreas sendet einen Boten, um Elisabeth zur Rückkehr in's Vaterhaus zu bewegen; sie schlägt es aber aus und zieht ihre Armuth vor.

Ungarische Pilger, die nach Aachen und andern heiligen Orten am Rhein gewallfahrtet waren, brachten dem König Andreas Kunde von der dürftigen, verlassenen Lage seiner Tochter. Den erschrockenen König rührten diese Erzählungen bis zu Thränen, und er beschloß in seinem Rath, Elisabeth durch einen Gesandten in sein Reich zurückrufen zu lassen. Graf Banfi reiste sogleich mit zahlreichem Gefolge ab und begab sich zuerst nach der Wartburg, um sich vom Landgrafen Heinrich Auskunft und Rechenschaft über Elisabeth's außerordentliche Lage zu erbitten. Dieser erzählte ihm, daß die Fürstin ganz nach ihrem eigenen freien Willen in der unsinnigsten Ueberspanntheit in Marburg lebte, welche Stadt, sowie jedes andere Eigenthum, das sie sich gewünscht, er ihr abgetreten habe. Der erstaunte Graf begab sich nach Marburg. Als er aber die ärmliche Hütte betrat, und die Tochter seines Königs am Rocken spinnend fand, ergriff es ihn so sehr, daß er sich

bekreuzte und in Thränen ausbrach. „Hat man jemals,“ rief er aus, „eine Königstochter Wolle spinnen sehen!“ Dann berichtete er ihr den Zweck seiner Sendung und versicherte sie, wie der König ihrer immer als seiner herzlieben Tochter gedenke, und wie ihr in ihrem Vaterlande alle Ehren erwiesen werden sollten. Elisabeth wollte aber davon nichts hören. Sie erzählte ihm ihr Leben, ihre Absichten für die Zukunft und schloß mit der Versicherung, daß sie über Niemanden zu klagen habe und ganz glücklich sei. Der Graf versuchte alle Ueberredungskraft, um sie von dem Entschlusse, dies Leben fortzuführen, abzubringen; als er aber endlich einsah, daß Alles vergeblich sei, verließ er sie tiefbewegt. Sie aber griff freudig wieder zu ihrem Rocken und konnte in Wahrheit sagen: „Ich habe das Reich dieser Welt und allen ihren Prunk verachtet um meines Herrn und Heilandes willen, den ich gesehen, den ich geliebt, an den ich geglaubt, den ich mir auserwählt habe.“

Wenn Landgraf Heinrich auch, wie er sich ausdrückte, von der Thorheit seiner Schwägerin überzeugt war, wollte er sich doch seiner freiwillig ausgesprochenen Verpflichtungen entledigen und schickte ihr die fünf hundert Mark Silbers, die er ihr versprochen hatte. Elisabeth wollte diese fünf hundert Mark an einem einzigen Tage vertheilen, und damit nun ihre Mildthätigkeit in rechtem Verhältnisse stehe, ließ sie zwölf Meilen in der Runde alle Armen einladen, sich in einer Ebene bei jenem Dörfchen Wehrda, wo sie selbst die erste Zeit ihrer freiwilligen Armuth verlebt hatte, einzufinden. So strömten denn an dem bestimmten Tage mehrere tausend Bettler, Blinde, Lahme und Kranke jeder Art zusammen. Elisabeth hatte eine Menge Aufseher und Diener beauftragt, Jeden der Armen an seiner Stelle zu halten, damit er nicht etwa zum Nachtheile der Andern sein Almosen zweimal erhielte. Wer dies Gebot übertrat, dem sollten die Haare abgeschnitten werden. Nun wurde ein junges Mädchen im

Augenblicke, wo sie ihren Platz verließ, um ihre Schwester zu pflegen, ergriffen. Man schnitt ihr sogleich die prachtvollen Haare, die sie nach Art der Marburger Mädchen frei über die Schultern hängen ließ, ab. Das arme Mädchen jammerte und schrie, sie sei unschuldig. Als man sie aber zu Elisabeth führte, wünschte ihr diese Glück zu dem Verluste ihres Hauptschmucks, weil sie nun schwerlich fernern Antheil an weltlichen Vergnügungen nehmen würde. Mit dem durchdringenden Scharfblick heiliger Seelen sah sie das Mädchen an und fragte, ob es ihr nie darum zu thun gewesen sei, ein besseres Leben zu führen. Das Mädchen erwiderte: „Längst würde ich mich dem Herrn als Nonne geweiht haben, hätten mir meine schönen Haare nicht so viel Freude gemacht.“ Da rief Elisabeth ganz entzückt: „So bin ich glücklicher, daß man sie dir abgeschnitten, als wenn mein Sohn zum römischen Kaiser erwählt worden wäre.“

Die Vertheilung der Almosen ging indessen mit Hülfe zuverlässiger Personen viel besser vor sich, als man hätte denken können. Durch die ungeheure Menschenmenge bewegte sich die Fürstin, des selbstgeschaffenen Glückes sich freuend, mit wonnevollem Herzen und liebreichen Worten, die sie für jeden Armen hatte. Als mit Anbruch der Nacht die fünf hundert Mark vertheilt waren, zogen die Gesunden nach Hause, die Gebrechlichsten aber blieben zurück. Da sagte Elisabeth: „Ich will diesen Armen ein volles Fest geben, man zünde ein großes Feuer an.“ Dann gab sie Jedem noch ein Brod und sechs kölnische Heller. Die Armen stimmten in ihrer Freude geistliche Lieder an, und Elisabeth rief in ihrer Herzensfreude: „Ich hatte es Euch wohl gesagt, man muß die Menschen so glücklich machen als man kann!“

Man sollte denken, daß Elisabeth jetzt das Ziel erreicht hätte, das sie sich vorgesteckt, ausschließlich Gott und ihre Mitmenschen in Gott zu lieben, aber es gab noch einen höhern Grad von Vollkommenheit für sie. Wie

rein und voll Sehnsucht nach dem Himmel sie auch war, ihr Wille sollte ganz gebrochen werden, und wenn man unmöglich die ganze Handlungsweise des Magister Conrad, besonders in diesen letzten Lebensjahren Elisabeth's, billigen kann, so muß man doch immer den Gedanken festhalten, daß er sicher das Höchste und Beste für seine große Büßende gewollt, wenn auch die natürliche Heftigkeit seines Characters ihn zu manchem Irrthum hingerissen haben mag. Er fing damit an den Willen Elisabeth's in seiner rechtmäßigsten, eingewurzeltesten Richtung, in der Ausübung der Werke der Barmherzigkeit anzugreifen. Sie durfte von jetzt an keinem Armen mehr als einen einzigen Pfennig geben. Dies Gebot war sehr hart für die Fürstin, und ehe sie sich ganz darein ergab, versuchte sie manche unschuldige List, es zu umgehen, ohne gerade ungehorsam zu sein. Sie sagte den Armen, sie möchten über eine Weile wiederkommen, worauf diese denn ein oder zweimal um das Hospital herumgingen, und sich so die andern Pfennige holten. Als Magister Conrad diese unschuldige List entdeckte, ging er, anstatt sich rühren zu lassen, so weit, daß er der Fürstin Ohrfeigen gab. Die fromme Frau duldete dies freudig, denn längst wünschte sie an allen Unbilden Theil zu nehmen, die der Herr gelitten, als er für sie starb. Auch in ihre Krankenpflege griff Magister Conrad ein, und untersagte ihr den Umgang mit ihren liebsten Kranken, den Aussätzigen. Es läßt sich denken, wie sehr es Elisabeth schmerzte, einer für sie so nothwendigen, so unschätzbaren Freiheit beraubt zu sein, aber sie begriff, daß sie gänzliche Selbstverläugnung, die sie feierlich gelobt, auch eine Verzichtleistung auf Alles nach sich zog, was ihr nur den geringsten Genuß, den geringsten menschlichen Trost gewährte, und gewiß gab es für ihre Seele kein größeres Entzücken, als wohlzuthun.

Conrad von Marburg fuhr in der Herrschaft, die Elisabeth ihm über ihre Person abgetreten, schonungslos

fort und brauchte nicht die mindeste Rücksicht, die etwa ihr Geschlecht, ihre Tugend oder ihr Rang geboten hätte. Absichtlich suchte er ihr Alles so schwer als möglich zu machen, damit ihre Verdienste im Himmel dereinst desto größer sein sollten. Einmal als er sie nach Altenberg berufen hatte, baten die Nonnen, ihr bei ihrer Ankunft das Kloster zeigen zu dürfen. Conrad, der ihr früher gesagt hatte, daß Personen, die die Schranken des Klosters überschritten, dem Kirchenbann verfielen, wollte ihren Gehorsam auf die Probe stellen und antwortete zweideutig: „Sie mag hineingehen, wenn sie will.“ Elisabeth hielt diese Antwort für eine Bewilligung und ging hinein. Sogleich ließ Conrad sie aber herausrufen, zeigte ihr das Buch, worin ihr Gelübde unbedingten Gehorsams niedergeschrieben war, und befahl einem ihn begleitenden Bruder, ihr und ihrer Dienerin Irmengarde zur Buße mit einem langen, dicken Stocke eine gewisse Zahl Streiche zu geben. Irmengarde, die dies später den geistlichen Richtern erzählte, fügte hinzu, sie habe noch nach drei Wochen die Strieme auf dem Rücken getragen, und Elisabeth wahrscheinlich noch viel länger, da sie härter geschlagen worden sei. Während der höchste Richter in Seiner ewigen Wage die Strenge Seines Dieners und Seiner demüthigen Magd abwog, fanden böse Menschen in den Beziehungen des Meisters zur Jüngerin Stoff zu boshaften Anspielungen, und suchten Elisabeth's Ruf durch den niederträchtigsten Argwohn über ihr Verhältniß zu Magister Conrad zu beflecken. Ihr edler Freund Rudolph von Varila hörte davon und ging zu ihr nach Marburg. Ehrerbietig nahte er sich ihr mit den Worten: „Erlaubt mir, edle Frau, frei mit Euch zu sprechen.“ Als Elisabeth ihn freundlich aufmunterte, fuhr er fort: „Ich bitte Euch, vielgeliebte Frau, auf Euren guten Ruf Acht zu haben, denn Eure Vertraulichkeit mit Meister Conrad gibt dem dummen Volke Anlaß zu gemeinen Reden.“ Da hob Elisabeth ihre Augen zu Gott und sagte: „Ge-

lobt sei in Allem unser Herr und Gott Jesus Christus, der diese kleine Gabe von mir anzunehmen nicht verschmähte. Aus Liebe zu Ihm habe ich meine edle Abkunft verläugnet; der Welt Reichthümer habe ich verachtet und bin eine Bettlerin geworden; auch Jugend und Schönheit schätzte ich gering und war nur bemüht, mir als einzigen Schmuck des Weibes, den Ruf der Sittsamkeit und die Ehre zu bewahren. Aber auch dies fordert Gott, wie ich vernehme, von mir. Er will als ein besonders angenehmes Opfer auch meinen guten Ruf hinnehmen. Ich willige darein als ein verschmähtes Weib zu leben; aber, lieber Heiland, meine armen, noch unverläumdeten Kinder, die behüte vor Schande, daß ihnen keine von mir zukomme. Um aber ihren alten Freund ganz zu beruhigen, zeigte sie ihm die blutigen Striemen der Schläge, die sie vor Kurzem erhalten, und sagte: „Seht hier die Liebe, mit der mich der heilige Mann liebt, oder vielmehr, mit der er mich zur Liebe Gottes antreibt.“

Von allen Genüssen ihres frühern Lebens hatte Elisabeth nur die süße alte Gewohnheit beibehalten, mit den Freundinnen ihrer Jugend in enger Gemeinschaft zu leben, und es kann eine herzlichere, liebevollere Vertraulichkeit, wie sie zwischen Elisabeth und ihren beiden vertrauten Gefährtinnen bestand, kaum gedacht werden. Aber auch dieses letzte Band beschloß Conrad zu zerreißen. Erst kam die Reihe an Ysentrude, die Elisabeth am innigsten liebte, für die sie nie ein Geheimniß gekannt hatte, und dann auch an Guda, der sie ebenfalls von Herzen zugethan war. Mit großem Herzeleid und unendlichen Thränen entließ sie die Fürstin und fand sich nun ganz allein mit ihrem Gott. Aber auch dieser Trost der Einsamkeit sollte ihr genommen werden. Conrad gab ihr an die Stelle ihrer trauten Genossinnen zwei Frauen von ganz anderm Charakter. Die eine, ein Mädchen von geringer Herkunft hieß ebenfalls Elisabeth, war ziemlich fromm, aber äußerst

roh und grob, und dabei so häßlich, daß man die Kinder mit ihr schreckte; die andere war eine schon ältere Wittwe, Irmengarde, die zänkisch und immer übler Laune war. Diese beiden Frauen quälten Elisabeth unsäglich und überhäuften sie mit Rohheiten; aber keine Mißhandlung konnte ihr auch nur die leiseste Regung der Ungeduld entreißen.

XVI. Kapitel.

Elisabeth stirbt einen seligen Tod und wird von Papst Gregor IX. heilig gesprochen.

Die Zeit kam immer näher, wo die heilige Elisabeth für alle ihre Prüfungen himmlischen Lohn ernten sollte; aber schon vorher wollte Gott ihr auch vor den Augen der Menschen, die sie so böswillig verfolgt und verläumdet hatten, einen Abglanz seiner Allgewalt verleihen. In die Hände des schwachen Weibes, welches die gefallene Natur in sich so meisterhaft zu besiegen gewußt, legte Er die übernatürliche Kraft, jedes dem Sündenfall entsprungene Elend zu vertilgen. Jene göttliche Liebe, der auf Erden nichts widerstehen kann, und die Elisabeths zweites Leben geworden ist, gewinnt von Oben her eine solche Kraft und Ausdehnung, daß ein einziges Wort, eine einzige Bitte von ihren Lippen für immer die Leiden aufhebt, die sie früher nur zu theilen und zu lindern verstand.

Einmal sah Elisabeth auf der Schwelle des Hospitals einen jungen, lahmen und mißgestalteten Knaben liegen. Es war ein armer Taubstummer, dem eine schreckliche Krankheit dermaßen die Glieder verrenkt hatte, daß er nur, gleich einem Thiere, auf allen Vieren kriechen konnte. Seine Mutter hatte ihn hier in der Hoffnung ausgesetzt, daß die gute Landgräfin sich seiner erbarmen möge. Sie hatte sich nicht geirrt, denn als Elisabeth seiner ansichtig wurde, bückte sie sich, von Schmerz ergriffen, gleich nach ihm und fragte ihn: „Sage mir, liebes Kind, wer hat dich hierhergebracht?“ Als der Knabe sie nicht zu ver-

stehen schien, wiederholte sie schmeichelnd ihre Frage: „Aber woran leidest du denn, willst du nicht mit mir sprechen?“ Das Kind blickte sie an, ohne einen Laut von sich zu geben. Elisabeths Theilnahme wurde immer inniger und zuletzt rief sie mit lauter Stimme: „In der Kraft unseres Herrn Jesu Christi befehle ich dir, brich dein Schweigen und sage mir, von wannen du bist!“ Sogleich richtete sich das Kind auf, konnte sprechen und erzählte, wie seine Mutter es hergebracht, wie es von Geburt stumm und voll Gebrechen gewesen, und wie nun Gott ihm Gehör, Sprache und Bewegung gebe. „Ich kann nun,“ sagte es, „die Worte vernehmen, die ich früher nie gehört;“ dann weinte es und dankte Gott: „Ich wußte nichts von Gott, alle meine Sinne waren todt; ich wußte nicht, was ein Mensch war, nun erst empfinde ich, daß Vernunft in mir lebt; ich war unverständiger als ein Thier, nun weiß ich von Gott zu sagen. Gebenedeit sei die Frage Eures Mundes, die mir das von Gott erworben.“ Bei dieser Rede, in welcher sich die ersten Regungen einer Seele, die soeben erst durch Gottes allmächtiges Wort zu Seinem und ihrem Bewußtsein erweckt worden, so rührend aussprachen, erschrack Elisabeth, daß Gott solches durch sie gewirkt, wußte nicht, was sie that, fiel auf ihre Knie und weinte sehr mit dem Kinde. Dann gab sie ihm Geld für den Heimweg und sagte: „Gehe rasch zu deinen Eltern, und sage nicht, wie dir geschehen; laß auch Niemand von mir etwas erfahren. Sage den Leuten blos, Gott habe dir geholfen, und hüte dich bei Tag und Nacht vor tödtlichen Sünden. Gebrauche, was dir der Herr verliehen, und bete auch allzeit für mich, so wie ich es für dich thun will.“ Dann eilte sie schnell hinweg und wollte sich dieser unverhofften Glorie entziehen. Die Mutter des Kindes kam aber hinzu, und als sie es so aufrecht gehen sah und sprechen hörte, rief sie voller Erstaunen: „Wer hat dir die Sprache gegeben?“ Das Kind erwiderte: „Eine Frau in grobem

Gewande hat mir im Namen Jesu Christi zu sprechen geboten.“ Da lief die Mutter der heiligen Elisabeth nach, erkannte sie und verkündete das Wunder aller Orten.

Wider Elisabeths Willen verbreitete sich der Ruf der Wunderkräfte, womit Gott sie ausgestattet, und von allen Seiten kamen an Leib und Seele Kranke zu ihr, um ihre Fürbitte anzuflehen. Unzählig sind die Heilungen, die ihr Gebet vollbracht; aber so glänzend auch die Gnaden waren, die Gott durch sie austheilte, so verlor sie dennoch nie jene tiefe, ernste Demuth, die Gott so ganz besonders an Seiner Dienerin gefiel. Elisabeth kannte kein anderes Mittel, ihrem Gebete unüberwindliche Kraft zu erlangen, als eben die stete Uebung dieser höchsten Thätigkeit ihrer Seele. So zahlreich und ermüdend ihre Werke der Nächstenliebe waren, so fand sie immer noch viele Stunden, die sie dem Gebet und der Betrachtung widmete. Oft betete sie stundenlang, Augen, Hände und Herz gen Himmel gerichtet und brachte, gegen das Gebot Conrads, der durchaus nicht wollte, daß sie sich die nöthige Ruhe versagte, einen Theil der Nacht in der Kirche zu. Oft zeigte sich ihr der göttliche Heiland von Angesicht zu Angesicht, tröstete sie mit gnadenreichen Worten und stärkte sie durch seine Gegenwart. Kehrte sie dann zurück, so glänzte, wie Magister Conrad erzählte, ihr Antlitz von wunderbarer Klarheit, und nur solche, die dessen würdig waren, konnten sie ungeblendet ansehen. Elisabeth bedurfte nach solchen Entzückungen lange keiner irdischen Speise, und wenn sie ihren Zustand bezeichnen sollte, kannte sie keine andern Worte als die der heil. Schrift: „Meine Seele ist hingeschmolzen, als mein Vielgeliebter zu mir geredet hat.“

In einer Nacht, als Elisabeth in innigem Gebete lag, erschien ihr der Heiland und theilte ihr mit, daß Er sie bald ganz zu sich nehmen wolle. Voller Freuden über die bevorstehende Befreiung eilte sie am nächsten Morgen, sich zu ihrer glückseligen Reise zu rüsten, brachte

Alles für ihr Begräbniß in Ordnung, segnete alle ihre Kranken noch einmal in unsäglichem Wonnegefühl, und ging, um auch von ihrem Beichtvater Conrad Abschied zu nehmen, der damals gerade an einer schweren Krankheit darniederlag. Als er sie fragte, wen sie nach seinem Tode sich zum Seelenführer wählen wolle, sagte sie ihm ruhig: „Ihr werdet wieder gesund werden, ich aber verscheide in Kurzem." Bald nachher fühlte sie sich so unwohl, daß sie sich zu Bette legen mußte. Sie hatte ein heftiges Fieber, aber ihr Geist lebte fast nur noch in Entzückungen. Am Tage, wo sie ihr Ende vorausgesagt hatte, blieb sie von Sonnenuntergang bis zum ersten Schrei des Hahns in einem Zustande überfließender Wonne und frommer Begeisterung mit den äußern Zeichen der feurigsten Andacht. Gegen Mitternacht wurde ihr Antlitz so leuchtend, daß man kaum seine Blicke darauf heften konnte. Mit jedem Augenblicke wuchs ihre Freude, ihr Glück. Endlich rief sie: „Es nahet der Bräutigam, die Braut zu holen." Hierauf sagte sie leise: „Stille, stille!" neigte ihr Haupt wie zu sanftem Schlummer, und gab siegreich ihren Geist auf. Alsbald verbreitete sich ein süßer Wohlgeruch in der Hütte, die nur noch ihre sterbliche Hülle enthielt, und in den Lüften hörte man im Chor himmlischer Stimmen mit unaussprechlicher Harmonie die erhabenen Worte der Kirche singen, die ihr ganzes Leben zusammenfassen: „Ich habe das Reich der Welt verachtet aus Liebe zu meinem Herrn Jesus Christus, den ich gesehen, den ich geliebt, an den ich geglaubt habe." —

Als sie den Geist aufgegeben, wuschen ihre getreuen Dienerinnen den heiligen Körper, und hüllten ihn mit großer Ehrfurcht in jenen groben Rock, wie Elisabeth selbst es gewünscht hatte. Dann wurde die Leiche in Begleitung des Klerus und des Volkes in der Kapelle des Hospitals zum heiligen Franziskus ausgestellt. Man mußte es der Liebe und der Andacht des Volkes gewäh-

ren, daß die geliebte Leiche vier Tage lang hier dem Zuflusse zahlloser Gläubiger ausgesetzt blieb. Elisabeth's Schönheit war in aller Frische wiedergekehrt, und ihr zartes Gesicht hatte durchaus nichts Todtenähnliches. Dem heiligen Körper entströmte ein köstlicher Wohlgeruch, als holdes Symbol der göttlichen Gnaden und Tugenden, die in ihm gewohnt hatten. Am vierten Tage nach Elisabeth's Tode wurde das feierliche Leichenamt in Gegenwart von zahlreichen Priestern und einer unabsehbaren Menschenmasse, die ihren Schmerz kaum bändigen konnte, in der Franziskanerkirche abgehalten. Das Jammern und Wehklagen der Armen war herzzerreißend, die Mönche waren untröstlich; Jeder verlor an ihr eine Mutter oder Schwester.

Bald nachher offenbarte Gott schon die wunderbare Kraft, die Er von nun an derjenigen anvertrauen wollte, deren ganzes irdisches Leben ein einziger Act der Demuth gewesen. Die größten Wunder geschahen bei dem Grabe in den ersten Tagen nach der Beerdigung. Unglückliche, die an den schwersten Gebrechen litten, Taube, Blinde, Wahnsinnige, Aussätzige kehrten, nachdem sie in der Kapelle gebetet, geheilt zurück. Ein Berichterstatter jener Zeit sagt: „In meinem Leben habe ich so viele Menschen nicht versammelt gesehen, als damals in Marburg. Kaum konnte man in die Kirche hinein oder aus ihr hinaus. Magister Conrad, der diese hehren Erscheinungen mitansah, nahm daher keinen Anstand, die Wunder, womit die Allmacht Gottes das Grab der Verstorbenen umgab, an Papst Gregor IX. zu berichten, und ihn zu bitten, Elisabeths Rechte auf die Anrufung der Gläubigen nach sorgfältiger Prüfung ihres Lebens feierlich zu verkünden. Auch der Erzbischof Siegfried von Mainz, in dessen Diözese die Stadt Marburg gelegen war, fühlte sich von den Wundern betroffen, und Conrad von Marburg forderte in einer Predigt, die er bei Gelegenheit der Einweihung zweier Altäre, die der heiligen Elisabeth gewid-

met sein sollten, das Volk auf, daß Alle, die unter Anrufung der heiligen Elisabeth von irgend einem Gebrechen geheilt worden seien, sich am andern Morgen zu einer gewissen Stunde mit ihren Zeugen einfinden sollten, um ihre Aussagen eidlich zu bekräftigen. Auf diese Weise wurden sieben und dreißig plötzliche, übernatürliche Heilungen festgestellt, wovon Magister Conrad einen genauen Bericht mit Angabe des Orts, Datums, der Personen und der dabei gebrauchten Gebetsformeln, an Papst Gregor IX. sendete. Gott erweckte seiner demüthigen Magd noch einen Verfechter von einer Seite, wo man es am wenigsten erwarten konnte. Ihr Schwager, Landgraf Conrad, der in seiner ersten Jugend ein tolles Leben geführt hatte, kehrte plötzlich in sich und trat in den deutschen Orden ein. Er machte es sich zur ganz besondern Aufgabe, die Heiligsprechung seiner Schwägerin zu betreiben. Endlich gab der Papst seinen Bitten nach und beauftragte durch ein Schreiben vom 11. Oktober 1234 den Bischof von Hildesheim, den Abt von Georgenthal und Raymund von Herford, die Wunder noch einmal genau zu untersuchen.

In einem Konsistorium, dem die Patriarchen von Antiochien und Jerusalem und sehr viele Kardinäle unter dem Vorsitze des Papstes beiwohnten, wurden hierauf die authentisch befundenen Actenstücke über Elisabeth's Leben und Heiligkeit vorgelesen. Alle Anwesenden erklärten einstimmig, länger dürfe man nicht anstehen, diesen glorreichen Namen in das Verzeichniß der Heiligen auf Erden feierlich einzutragen, der schon, wie es der Herr so auffallend bewiesen, jenseits im Buche des Lebens glänze.

Der Papst verlegte die Feierlichkeiten auf den Pfingstsonntag 1235 und Landgraf Conrad übernahm die Vorbereitungen dazu. An diesem Tage begab sich nun der heilige Vater in Begleitung der Patriarchen, Kardinäle und Prälaten und vieler tausend Gläubigen in feierlichem

Zuge nach dem Dominikaner-Kloster der Stadt Perugia. In der Kirche angekommen, las ein Kardinal einen kurzen Abriß des Lebens und der Wunder der heiligen Elisabeth vor. Als hierauf Alle sich eine Weile dem Gebet überlassen, vollzog der Papst, die Mitra auf dem Haupte und auf seinem Throne sitzend, die Heiligsprechung:

„Zur Ehre des allmächtigen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, zur Verherrlichung des katholischen Glaubens und zur Vermehrung der christlichen Religion, durch desselben allmächtigen Gottes, der glückseligen Apostel Petrus und Paulus und durch unsere eigene Gewalt, mit Rath und Zustimmung unserer Brüder erklären und bestimmen wir, daß Elisabeth glückseligen Andenkens, bei ihren Lebzeiten Landgräfin von Thüringen, heilig ist und in das Verzeichniß der Heiligen eingetragen werden soll, so wie wir sie hiermit darein eintragen und zugleich verordnen, daß die allgemeine Kirche jedes Jahr, an ihrem Sterbetage, den 19. November, ihr Fest feierlich und andächtig begehe. Durch dieselbe Gewalt verleihen wir zugleich allen Gläubigen, die reumüthig beichtend ihr Grab an jenem Tage besuchen werden, einen Ablaß von einem Jahre und vierzig Tagen.“

Bei diesen letzten Worten fiel die Orgel und das Geläute aller Glocken ein; dann nahm der heilige Vater die Mitra vom Kopfe und stimmte ein Te Deum an, wo die ganze Versammlung mit solcher Begeisterung einstimmte, daß es den Himmel hätte erschüttern mögen. Hierauf rief einer der Kardinäle: „Bitte für uns, heilige Elisabeth, Alleluja! und der Papst sang die von ihm selbst verfaßte Collekte zu Ehren der neuen Heiligen. In dem Dominikanerkloster zu Perugia errichtete man der neuen Heiligen zu Ehren einen Altar, und die Mönche dieses Klosters begehen ihr Fest heute noch mit demselben Pompe wie das ihres Patrons.

Landgraf Conrad lud an jenem Tage der Heiligsprechung drei hundert Klostergeistliche zu seiner Tafel

ein, und schickte vielen Klöstern der Umgegend, den Klausnern und besonders den armen Klarissinnen Brod, Wein, Fische und Milchspeisen. Gewiß konnte er keine, dem mütterlichen Herzen der Heiligen wohlgefälligere Huldigung darbringen.

Die Heiligsprechungsbulle wurde am 1. Juni 1235 in ganz Deutschland versandt und überall mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Erzbischof Siegfried von Mainz setzte nun sogleich einen Tag zur feierlichen Erhebung der Gebeine fest, verschob diese Feierlichkeit aber bis zum kommenden Frühling, um den Bischöfen und Gläubigen von ganz Deutschland Zeit zu lassen, sich nach Marburg zu begeben. Es sollte am 1. Mai 1236 die feierliche Erhebung ihrer Gebeine stattfinden.

XVII. Kapitel.

Die Erhebung, Entweihung und Wiederauffindung der Gebeine der hl. Elisabeth.

Als der festgesetzte Tag heranrückte, strömte eine zahllose Menge von Gläubigen in Marburg zusammen. Alle Nationen, alle Sprachen schienen gegenwärtig zu sein. Die Pilger, die aus Frankreich, Böhmen und Ungarn herbeiströmten, staunten selbst über ihre große Zahl. Natürlich kam auch das ganze thüringische Haus. Die Landgräfin Sophie, die Schwiegermutter der Heiligen mit ihren beiden Söhnen Konrad und Heinrich Raspe. Sie priesen sich glücklich, durch diese feierliche Huldigung das Unrecht wieder gut machen zu können, das sie der Heiligen bei ihren Lebzeiten zugefügt hatten. Auch ihre Kinder waren anwesend und außerdem eine Menge Fürsten, Herren, Priester, Mönche und Prälaten. Sogar Kaiser Friedrich II., der damals auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, und sich kürzlich mit der jungen, durch ihre Schönheit so berühmten Isabelle von England vermählt hatte, ließ Geschäfte und Feldzüge ruhen, und kam nach

Marburg, um derjenigen eine feierliche Huldigung darzubringen, die einst aus Liebe zu Gott seine Hand verschmäht hatte.

Die Brüder des deutschen Ordens gingen drei Tage vor der feierlichen Erhebung mit dem Prior zur Nachtzeit in die Kirche, wo die Gebeine ruhten, und öffneten das Grabgewölbe. Kaum hatten sie den Stein, der es bedeckte, emporgehoben, als ein köstlicher Wohlgeruch den heiligen Ueberresten entströmte. Sie fanden den heiligen Körper unversehrt, ohne das geringste Zeichen von Fäulniß, obgleich er nun schon mehr als fünf Jahre in der Erde ruhte. Da sprachen die frommen Brüder untereinander, ganz gewiß verbreite dieser zarte und kostbare Körper nach seinem Tode keinen Geruch der Verwesung, weil er in seinem Leben keine Ansteckung gescheut habe. Sie nahmen ihn aus dem Sarge, hüllten ihn in ein purpurnes Gewand, und legten ihn in eine bleierne Lade, die sie wieder in die Grube hinabsenkten, ohne sie jedoch zu verschließen.

Bei Tagesanbruch am 1. Mai versammelte sich das Volk um die Kirche. Der Kaiser konnte kaum durch die wogende Menge in die Kirche gelangen. Er trug zum Andenken an die geliebte Heilige einen schlechten, grauen Rock und ging barfuß. Auf dem Haupte aber hatte er die kaiserliche Krone und schien von Andacht und Demuth durchdrungen. Ihn umgaben die Fürsten und Kurfürsten des heiligen römischen Reichs, dann folgten die Bischöfe und Aebte. In festlichem Zuge begaben sie sich so an das Grab der heiligen Elisabeth, und „ihr wurde", wie eine Chronik sagt, „was die heilige Frau sich auf Erden gedemüthigt und vernichtet hatte, jetzt mit großen Ehren vergolten." Der Kaiser stieg zuerst in das Gewölbe und hob den Stein auf. Derselbe reine, himmlische Wohlgeruch, der auch schon die Ordensbrüder erquickt hatte, verbreitete sich über alle Anwesenden. Die Bischöfe wollten selbst den Sarg aus der Grube heben; der Kaiser half

ihnen und küßte voll Andacht die Lade. Die Bischöfe drückten ihr Siegel darauf, und trugen den heiligen Körper dann feierlich an die Stelle, wo er dem Volke zur Schau ausgestellt werden sollte.

Zahlreiche Wunder belohnten das rührende Vertrauen, womit so viele demüthige, arme Gläubigen lange und mühselige Reisen unternahmen, um Hilfe an dem Grabe Elisabeth's zu suchen. Es würde zu weit führen, wollte man die einzelnen Thatsachen erzählen, und doch sind es überall so rührende Beweise der Gnade Gottes, daß man sich ungern von der Schilderung trennt.

Drei hundert Jahre lang ruhte Elisabeth's Körper unter dem Gewölbe ihrer prachtvollen Kirche; ihr Herz, diesen edelsten Theil ihrer selbst, erbat sich und erhielt Gottfried, Bischof von Cambray, welcher es feierlich in seiner Hauptkirche niederlegen ließ. Was die Kirche der heiligen Elisabeth in Marburg in ihrer Art ganz einzig macht, ist die wunderbare Harmonie. Obschon man fast hundert und fünfzig Jahre an ihr baute, steht sie doch da wie aus einem Gusse, und ist für die Geschichte der deutschen Baukunst besonders merkwürdig, weil sie die älteste Kirche ist, in welcher sich, nach dem die frühere byzantinisch-römische Bauart verlassen war, die aus derselben entstandene eigenthümliche Bauart des dreizehnten Jahrhunderts in ihrer ersten Einfachheit durchgeführt findet. Ungern wendet man sich von der Betrachtung ihrer reinen, einfachen Formen und dem prachtvollen, der Heiligen gewidmeten Monumente zu der Erzählung, wie die Gebeine der allverehrten Heiligen durch einen ihrer Enkel entweiht wurden. Landgraf Philipp von Hessen ließ im Jahre 1539 zum erstenmale in der seiner Ahnfrau geweihten Kirche protestantischen Gottesdienst abhalten. Nachdem derselbe beendigt, ließ der Landgraf den Komthur des deutschen Ordens zu sich bescheiden und ging mit ihm in die Sakristei, wo sich der Sarg befand. Der Komthur weigerte sich das Gitter, hinter welchem der Sarg

stand, aufzuschließen und warf den Schlüssel weit weg. Der Landgraf aber befahl Schlosser und Schmied mit Meißeln und Feilen herbeizuholen, und rief im Augenblick, als man auf seinen Befehl Hand anlegte: „Das walt' Gott! Das ist St. Elisabethen Heiligthum! Mein Gebein, ihre Knochen! Komm her, Muhme Els! Das ist meine Eltermutter." Hierauf wendete sich der würdige Enkel einer Heiligen zum Komthur und sagte: „Es ist schwer, wollte wünschen, daß es eitel Kronen wäre!" Der Komthur erwiderte, er wisse nicht, was drinnen sei, er sei sein Lebtage nicht so nah dabei gekommen, und, fügte er hinzu, wollte Gott, er wäre auch jetzt nicht so nahe dabei. Der Landgraf fuhr mit der Hand in das Grabmal und langte ein ungefähr fünf Viertel Ellen langes Kästchen, mit rothem Damast überzogen, heraus, in welchem die Gebeine der Heiligen lagen. Er reichte sie einem Bedienten, der sie in einen Futtersack steckte und auf das Marburger Schloß trug. Dann bemerkte der Landgraf, daß das Haupt der Heiligen fehle und nach langem Weigern wurde der Komthur genöthigt, einen geheimen Schrank der Sakristei zu öffnen, in welchem sich das Haupt mit jener Krone und dem goldenen Kelche befand, welche Kaiser Friedrich der Heilige am Tage der Erhebung ihrer Gebeine gewidmet hatte. Diese kostbaren Gegenstände ließ Philipp auch auf's Schloß bringen. Der deutsche Orden wandte sich nun um Schutz an Kaiser Karl V., der denselben auch gewährte und ein Schreiben an den Landgrafeu richtete, worin der ihm befahl, die Gebeine der Heiligen wieder in ihren Sarg zu legen. Dieser aber antwortete, daß er, um dem „Aberglauben" vorzubeugen, dieselben zerstreut auf dem Kirchhofe zu Marburg habe begraben lassen. Dies war aber offenbar eine leere Ausflucht, um dem Befehle des Kaisers auszuweichen. Der deutsche Orden behielt die Ueberzeugung, daß die Gebeine in der Kirche zu Marburg begraben seien, und richtete wiederholte Bitten an den Kaiser, sein

Ansehen zu verwenden, um den Landgrafen Philipp zur Herausgabe zu vermögen. Endlich leistete dieser der an ihn ergangenen Aufforderungen Folge, und der damalige Landcomthur bescheinigt den Empfang verschiedener Theile der Gebeine. Er konnte jedoch dieselben nicht mehr in ihrer Kirche der Verehrung der Gläubigen aussetzen, weil diese jetzt reformirt war, und ließ sie deßhalb ganz in der Stille beisetzen. Nur wenige Mitglieder des deutschen Ordens wußten den Ort, wo die Reliquien verwahrt wurden, und im Laufe der Zeiten ging die genaue Kenntniß des Ortes ganz verloren. Diese Verborgenheit schützte sie vor der Vernichtung, die ihnen in unruhigen Zeiten von Feinden der katholischen Religion gedroht hätte, bis sie im Jahre 1847 durch einen Zufall, den die Vorsehung gestattete, wieder aufgefunden wurden. In diesem Jahre schwoll in Folge eines Wolkenbruchs der kleine Bach neben der Elisabethenkirche so sehr an, daß das Wasser in die Kirche drang und eine furchtbare Verwüstung dort anrichtete. Die Gewölbe und Gräber stürzten theilweise zusammen und besonders war es nöthig, daß die Grabdenkmäler der hessischen Landgrafen restaurirt wurden. Bei den Ausgrabungen stieß man nun unter der Grabesstätte des Landgrafen Conrad auf eine Art Steinsarg, worin sich ein bleierner Kasten mit Reliquien befand, die nach dem Urtheile gelehrter Männer sich als die verloren gegangenen Ueberreste der heiligen Elisabeth herausstellten.

Möge die kleine katholische Gemeinde in Marburg recht bald sich vergrößern und wieder erstarken, damit der geliebten Heiligen, die sich um diesen Ort so unendliche Verdienste erworben, recht bald wieder an demselben die ihr gebührende Verehrung zu Theil werde!

Volksbücher. Nr. 15.

Leben des Generals Tilly.

Nach den

bedeutendsten Geschichtswerken

bearbeitet.

Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedr. Pustet.
1870.

I. Kapitel.

Allgemeine Zeitverhältnisse; Tilly's Tugend.

In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges drängen sich die verschiedenartigsten Charactere zusammen, von denen jeder einzelne der Beachtung werth und für die Entwicklung jener bedeutungsvollen Zeit von großer Wichtigkeit ist.

Man trifft Menschen, die von der ersten Stunde ihres öffentlichen Auftretens an, plündern und morden, weil sie jeder menschlichen Regung unzugänglich sind, wie Christian von Braunschweig und Mansfeld. Andere benutzten die allgemeine Unordnung, um egoistische Plane zu verfolgen und sich fremdes Gut anzueignen. Zu ihnen gehören Wallenstein und Gustav Adolph. Aber es finden sich auch Männer, welche trotz dem allgemein drohenden Umsturz der bestehenden Verhältnisse fest an alter Ueberzeugung und Ordnung halten, und mit scharfer Schwertes-Schneide durchgreifen um das deutsche Reich zu schützen. Diese Männer sind besonders Kaiser Ferdinand II. und Tilly, der Feldherr der Liga.

Das alte, in seinem Irrthum so oft erkannte und doch immer wieder gebrauchte Wort: „der Erfolg richtet Menschen und Dinge," hat leider bei der allgemeinen Beurtheilung des tapfern Feldherrn auch sein Recht behauptet. Man hat ihn geschmäht und verkannt, weil es seinen Gegnern geglückt war, aus dem wackern Glaubenshelden einen blutdürstigen Fanatiker zu machen. Die Geschichtschreibung ruhte vorwiegend in protestantischen Händen, welche immer dazu neigten, den dreißigjährigen Krieg als Religionskampf darzustellen. Viel später erst erkannten es die Katholiken als Pflicht, den frommen Helden zu vertheidigen, und unter den neueren Histo-

rikern ist es besonders Onno Klopp gelungen, das menschliche Ungeheuer, welches die Welt bis jetzt in Tilly sah, umzukehren in den von hohem Gefühl für die Würde des deutschen Reiches durchdrungenen Helden und menschlich fühlenden Christen.

Wir halten uns im Wesentlichen an Onno Klopp's Werk, und unsere Aufgabe sei, Tilly in den verschiedenen Lagen seines Lebens darzustellen, wie klar und selbstbewußt er in seinem Benehmen blieb gegenüber einem Abenteurer wie Mansfeld, wie Hochmuth und Treulosigkeit eines Wallenstein ihn ruhig ließen, wie ehrlich und unverdrossen er mit Widerwärtigkeiten jeder Art kämpfte, und dennoch zuletzt besiegt werden mußte, um von der Welt, die nur die Erfolge richtet, vollkommen verkannt zu werden.

Tilly's Geburtsort liegt in der Nähe von Brüssel in Belgien. Er wurde im Februar 1559 geboren, und wenn auch die Burg seiner Ahnen verschwunden ist, so lebt doch sein Name in jener Gegend noch fort.

Als jüngster Sohn seiner Eltern wurde Tilly schon früh zum geistlichen Stand bestimmt, besonders auch, weil er schon in frühester Jugend großen Hang zur Frömmigkeit zeigte. Jesuiten leiteten seine erste Erziehung, führten ihn in die Wissenschaften ein und legten den Grund zu jener innigen Gottergebenheit, welche ihm im ganzen Verlauf seines thatenreichen Lebens einen so festen Halt gewährte. Es war aber in jener schweren Zeit nicht möglich, sich ruhig dem Genuß und Studium der Wissenschaften hinzugeben. Die Waffen klirrten von allen Seiten und auch der 14jährige Jüngling vertauschte die Feder mit dem Schwert und nahm zuerst in den Niederlanden Dienste.

Es dauerte nicht lange, bis sich seine hervorragende soldatische Begabung kennzeichnete, und wenige Jahre später ward er schon als Regimentschef berufen, gegen den Kurfürsten von Köln zu ziehen und die Streitigkeiten mit diesem durch sein bestimmtes Auftreten rasch zu beseitigen.

Von nun an strebte er unermüdlich von einer Aufgabe zur andern. Bald nach der Kölner Fehde treffen wir ihn in Antwerpen, welches der ritterliche Prinz von Parma eben belagerte. Dieser Mann erfüllte Tilly mit großer Bewunderung und diente ihm später in Feld und Schlacht zum Vorbild. Als Antwerpen überwunden war, wendete sich Tilly gegen die Franzosen, und als der Sieg bei d'Auneau den Feldzug rasch beendigte, nach Lothringen. Hier lernte ihn König Heinrich IV. von Frankreich kennen und als Mensch und Krieger zugleich hochschätzen. Er bot Tilly unter glänzenden Bedingungen französische Kriegsdienste an, welche dieser aber ausschlug, weil König Heinrichs scheinheilige Religiosität zu schlecht zu dem ächten Katholicismus des jungen Obersten paßte.

Es lockte außerdem Tilly die Aussicht gegen die Türken, die Erbfeinde der Christenheit zu kämpfen, welche eben muthiger als je gegen Oesterreich und das Abendland anstürmten. Er ging nach Wien, um dem Kaiser seine Dienste anzubieten, und da der Ruhm seines Namens ihm bereits voranleuchtete, erhielt er auch alsbald ein Regiment gegen die Ungläubigen.

Große Schlachten sind in diesen Feldzügen von 1595 bis 1606 nicht vorgefallen, aber die vielen kleinen Scharmützel und Streifereien waren wohl geeignet, die Kriegsgewandtheit des Helden zu erhöhen und ihn die Strapatzen des Lagers besser ertragen zu lehren. Er wurde Feldmarschall und erhielt nach Beendigung des Kampfes den Befehl, in Preßburg ein Beobachtungscorps zur Sicherung der ungarischen Lande zusammen zu ziehen.

Um diese Zeit gerieth der deutsche Kaiser Rudolph und sein herrschsüchtiger Bruder Mathias in offenen Streit. Letzterer lieh den Trennungsgelüsten der ungarischen Magnaten und den Reformationsideen des deutschen Adels ein williges Ohr und wollte seinem Bruder die österreichischen Lande entreißen und sein eigenes Haupt mit der Krone bekleiden. Mathias wünschte dringend Tilly auf seine Seite zu ziehen, denn mit der Ge-

winnung dieses Feldherrn war Ungarn in seiner Hand, und Rudolf verloren. Tilly aber stand treu und fest zu seinem Kaiser, eilte nach Prag, wo dieser damals residirte und setzte seinen Herrn von allen Umtrieben seines Bruders in Kenntniß. Seine Regimenter in Ungarn waren bereits schwankend geworden und neigten sich dem Feinde des Kaisers zu. Zu rechter Zeit traf aber Tilly wieder ein, und hielt seine Untergebenen dem Eide gegen ihren Kaiser treu. Mathias würde ohne Tilly's Dazwischentreten schon damals sein Ziel erreicht haben. Er rächte sich für das Vereiteln seiner Pläne in einer Schrift, worin er schwere Anklagen gegen Tilly vorbrachte und erzählte, wie hart und grausam er gegen seine Untergebenen in Ungarn verfahren sei. Der Angegriffene widerlegte klar und bestimmt jene Verläumdungen; als es aber in der Folge Mathias dennoch gelang, seinen schwachen Bruder dazu zu bringen, ihm Ungarn und Mähren abzutreten, zog sich Tilly 1608 ganz von seinem militärischen Posten zurück und lebte zwei Jahre in gänzlicher Abgeschiedenheit. Er wollte unter Mathias nicht dienen und nahm deßhalb gern einen Ruf des Herzogs Maximilian von Bayern an.

II. Kapitel.

Aufstand in Böhmen. Schlacht bei Prag.

Tilly konnte keinen bessern Aufenthaltsort für seine Thätigkeit wählen als den Hof zu München. Hier herrschte die alte deutsche Einfachheit in Sitte und Lebensgenuß. Herzog Maximilian war von gleicher Frömmigkeit wie Tilly selbst und hatte eine ähnliche Erziehung wie dieser genossen. Bald wurde er dem Herzog unentbehrlich, und kein Geschäft von Wichtigkeit wurde am bayerischen Hofe ohne Zuziehung Tilly's abgeschlossen.

Am 18. Mai 1618 brach der Aufruhr in dem benachbarten Böhmen los. Alles war seit Jahren vorbereitet gewesen und griff ineinander. Am 19. August

1619 wurde Ferdinand II. in Frankfurt a/M. zum deutschen Kaiser gewählt; zwei Tage vorher hatten ihn die böhmischen Stände der Krone für immer verlustig erklärt. Hierdurch wurde ein Krieg zwischen dem Kaiser und seinen böhmischen Erblanden unvermeidlich. Die Aufrührer brauchten aber einen mächtigen Führer, und da sich Niemand Anderes bereit finden wollte, fiel ihre Wahl auf Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der auch der blendenden Aussicht nicht widerstehen konnte. Der Meineidige hatte wenige Tage vorher dem Kaiser seine Stimme in Frankfurt gegeben, und stellte sich jetzt seinem Herrn in offenem Streit entgegen. In der Aufgabe, die jetzt den deutschen Kurfürsten wurde, Böhmen dem Kaiser wiederzuerobern, war Niemand eifriger als Herzog Maximilian von Bayern und sein Feldherr Tilly. Der Letztere stand damals schon im Alter von 60 Jahren, wo er nach all den Kämpfen, die er in seiner Jugend mitgemacht hatte, wohl auf ruhigere Tage hätte rechnen dürfen. Aber seine eigentliche Lebensaufgabe lag trotz dieser vorgerückten Jahre noch vor ihm, und er unterzog sich der schwierigen Lösung im hohen Greisenalter mit dem ganzen Feuer und der Ausdauer eines jugendfrischen Geistes. Er sollte noch volle zwölf Jahre Kriegsstrapatzen tragen für Kaiser und Reich. Aeußerlich von unscheinbarem Ansehen besaß Tilly dennoch eine zähe Gesundheit und einen eisernen Willen, der ihm über alle Schwierigkeiten hinweghalf. Der hervorragendste Characterzug des greisen Feldherrn war und blieb unter allen Verhältnissen seine tiefe Religiosität. Er hing mit festem Glauben an den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche, aber er war nicht einseitig und achtete die Ueberzeugung und Rechte Anderer ebenso hoch wie seine eigenen.

Tilly hörte täglich zweimal die heilige Messe und trug eine ganz besondere Verehrung zur allerseligsten Jungfrau Maria. Er betrachtete Gehorsam als erste Pflicht des Soldaten und erwarb sich die Achtung seiner

Untergebenen durch das Beispiel des reinsten Sittenwandels und vieler Entsagungen, die er sich selbst auferlegte. Manche behaupten, Tilly habe nie Wein getrunken, dies ist jedoch nicht an dem; aber er beschränkte sich auf das kleinste Maß.

So war der Mann beschaffen, welchen die deutschen Fürsten an die Spitze ihrer Armee stellten, um dem Kaiser zu seinem Recht zu verhelfen. Einmal in seinem Amt fühlte der 60jährige Greis die ganze Kraft der Jugend zurückkehren, und ging mit voller Seele an seine Aufgabe.

Am 13. Juli 1620 überschritten Maximilian und Tilly mit dem Heere der Liga die bayerische Grenze, um den Weg nach Böhmen zu nehmen. Sie fanden fast keinen Widerstand; nur vereinzelte Bauernhaufen überfielen Theile der bayerischen Armee und aus Rache zündeten die Soldaten Tilly's einige Dörfer an. Hier zeigte sich aber Tilly's Character gleich im Gegensatz zu Wallenstein und Mansfeld. Er wollte sich die Liebe seiner Soldaten nicht durch die Erlaubniß zum Plündern und Morden erwerben, sondern stellte gleich beim Beginn des Feldzugs ein Beispiel auf, was man von ihm zu erwarten habe. Er ließ jeden Mordbrenner hängen. Die kleinste Widersetzlichkeit wurde streng gestraft, und unverbrüchlicher Gehorsam war erste Regel in dem Heere Tilly's.

Die kaiserlichen Truppen vereinigten sich jetzt mit dem Heere der Liga, und mit ihnen eilte der Feldherr auf sein Ziel, Prag, los. Am 7. November sahen die Regimenter der Liga in der Ferne die Thürme und Zinnen der Stadt, davor aber in ausgezeichneter Stellung auf dem weißen Berge das ganze böhmische Heer. Tilly drang trotz vielem Widerrathen auf sofortigen Angriff, und ging mit dem Losungswort: „Heilige Maria!“ seinem Regiment voran über einen Bach, den die feindlichen Geschütze von allen Seiten erreichen konnten. Man hat Tilly über dies Vorgehen später vielfach getadelt, er aber setzte sein Vertrauen auf die gerechte

Sache, und der Segen Gottes fehlte auch nicht dabei. Die feindlichen Truppen wurden nach kurzem Widerstand auseinandergesprengt; ihr König Friedrich saß während der Zeit zu Prag an üppiger Tafel und sah dann dem Kampfgewühl wie einem Schauspiel zu. In der Dunkelheit der Nacht mußte er und seine Armee Prag in der regellosesten Flucht verlassen.

Am folgenden Morgen zog der Sieger unter Glockengeläute und Vivatrufen der Bevölkerung ein. Katholiken wie Protestanten verwünschten den Pfalzkönig und thaten Abbitte des Geschehenen. Es kamen allerdings Grausamkeiten in Folge des Prager Sieges vor, aber sie fallen nicht auf Tilly und nur wenig auf seine Armee. Es war Tilly's Pflicht den Aufruhr niederzudrücken, aber die Bestrafung der Empörer lag in den Händen Kaiser Ferdinand's, dessen Soldaten an den Besiegten Erpressungen und andere Grausamkeiten verübten. Tilly aber hielt feste Ordnung in seinen Reihen; er schob den Aufstand auf die wenigen Schuldigen; das Land und die Bewohner hatten ja nichts damit zu schaffen. Wie gern der Feldherr Barmherzigkeit gegen seine Feinde übte, zeigt der Vorfall, daß eines Morgens bald nach dem Siege, ein großer Theil der Gefangenen ihre Thüre unverschlossen und unbewacht fanden. Tilly konnte ihnen nicht anders zu ihrer Freiheit verhelfen, als indem er ihnen Gelegenheit zur Flucht bot.

Man muß dies gütige Wohlwollen in dem Character Tilly's ganz besonders betonen, weil er gerade in dieser Beziehung so vielfach verkannt und geschmäht wurde. Jahrhunderte lang waren Tilly und seine Soldaten als wilde Barbaren verschrieen, und dennoch hatte er jederzeit die reinste Menschlichkeit in seinen Handlungen walten lassen.

III. Kapitel.

Ernst v. Mansfeld. Christian von Braunschweig.

Bei den vielen verschiedenen Kriegen, die zu damaliger Zeit bald im Osten, bald in Italien und in den

Niederlanden geführt wurden, gab es eine Menge Menschen, die das Kriegsleben sich zum eigenen Geschäft machten. Selbst der Adel und Fürstensöhne verschmähten es nicht, sich um Lohn an einen Kriegsherrn zu verdingen. So kam auch der Söldnerhäuptling Ernst v. Mansfeld in Diensten Friedrichs V. von der Pfalz nach Böhmen. Er erstürmte rasch die gut kaiserliche Stadt Pilsen, brandschatzte darin und ließ den Calvinismus einführen. Auch die böhmischen Stände erwählten ihn zu ihrem General. Mansfeld's Parole waren tägliche Grausamkeiten, Raub und Mord. „Meine Kriegsherren haben kein Geld, meine Soldaten wollen leben, also muß ich mir helfen, wie ich kann.“ In diesen seinen Worten ist Mansfeld's ganze Kriegsführung enthalten.

Nach der Schlacht von Prag theilte Niemand mehr die Hoffnungen des Pfalzkönigs, und er fand sich von Allen verlassen. In dieser Lage erbot sich der Söldnerhäuptling Mansfeld, der in Pilsen eine Schaar beutelustiger Gesellen gesammelt hatte, die Sache Friedrichs des V. gegen Kaiser und Reich weiter zu führen. Friedrich willigt freudig ein, England schickt Geld zu dem Unternehmen, und von allen Seiten ziehen die Ueberreste des geschlagenen böhmischen Heeres ihm zu. Die Zurückführung Friedrichs auf den böhmischen Thron war diesen gemeinen Horden nur Nebensache, Mord und Plünderung ihre Hauptabsicht. Tilly's Aufgabe bestand jetzt darin, das drohende Raubwesen dieser gemeinen Schaaren von Böhmen und Deutschland fern zu halten. Im März 1621 rückte er mit 10,000 Mann vor Pilsen, und bot in Mansfeld's Abwesenheit, da er die gemeine Art seiner Feinde kannte, jeder Compagnie 20,000 Gulden, wenn sie ihm Pilsen übergeben wollten. Er hatte diese Menschen richtig beurtheilt, und Pilsen fiel auf diese Art in Tilly's Hände.

Neben Mansfeld treffen wir aber nun einen andern Söldnerhäuptling, der diesen an Zügellosigkeit der Sitten vielleicht noch überragte. Es war dies Christian

von Braunschweig, ein lutherischer Bischof, dem die Einkünfte seines Bisthums Halberstadt nicht mehr genügten. Münster und Paderborn schienen ihm eine verlockende Beute. An die Verbreitung seiner protestantischen Religion dachte Christian am allerwenigsten. Er brauchte Geld für seine Verschwendungsgelüste und hatte bereits im November 1621 ein Heer von 13,000 Mann um sich geschaart, mit dem er sich nach dem Süden wandte, um sich mit Mansfeld in der Unterpfalz zu verbinden. Ohne Disciplin und Ordnung ergießt sich der schreckliche Haufe über die deutschen Lande. Die Leichen hülfloser Kinder, erschlagener Bürger, brennende Dörfer, geplünderte Kirchen sind die Spuren, die sie zurücklassen. Wie ganz anders verfuhr Tilly! Streng gegen sich und seine Leute, mäßig in all seinen Bedürfnissen, und freundlich gegen Jeden, der ihm mit einer Bitte nahte. Seine Krieger nennen ihn Vater Johann, und er spricht von ihnen als seinen Söhnen. Mansfeld und Christian nehmen geradezu, was sie brauchen, ohne die Besitzenden erst zu fragen. Tilly zahlte in fester Ordnung den Soldaten ihren Sold, den zur Hälfte die Liga, zur Hälfte die occupirten Länder zahlen mußten. Brauchte er Quartiere, so ordnete er zugleich mit der Ortsobrigkeit diese Angelegenheiten. Dennoch wurde Tilly als päpstlicher Bluthund verschrieen während die Anhänger Christian's von dessen poetischer Begeisterung sprachen. Und jetzt rüstete sich auch noch ein anderer Gegner Tilly's zum Kampf. Es war dies der Markgraf von Baden-Durlach, ein würdiger Genosse Christians und Ernst's von Mansfeld. Mit ihm traf Tilly 1622 bei Wimpfen zuerst zusammen. Es kam zu einer heißen Schlacht, wo Tilly das Heer des Durlachers vollständig auseinandersprengte. Ebenso ging es dem Heere Christians von Braunschweig vor Höchst, wo nach wenig Stunden von 20,000 Mann Feinden nur noch 6000 in der größten Verwirrung sich über den Main zurückzogen.

Nach diesen glänzenden Erfolgen, welche Tilly's Eifer und Umsicht errungen hatte, wandten sich Christian und Mansfeld nach Lothringen, wo ihnen die Hugenottenkämpfe noch Aussicht auf Beute boten, nachdem sie vorher ein scheinbares Gesuch um Pardon an Herzog Maximilian gerichtet hatten, welches dieser aber zurückwies.

Tilly verfolgte seinen Sieg zuerst weiter nach Heidelberg, welches ein Holländer, von der Merven, besetzt hielt. Es wurde erstürmt, und wiederum ist dieser Sieg vielfach benutzt worden, um Tilly Grausamkeiten anzudichten, die er nie verübte. Es war damaliger feststehender Kriegsgebrauch, daß in jeder eroberten Stadt der Sieger das Recht hatte, einige Stunden zu plündern. Tilly konnte und durfte von diesem Gebrauch nicht abgehen. Er wehrte nur mit gezogenem Degen seinen eigenen Truppen, der abziehenden Besatzung des Heidelberger Schlosses Hindernisse in den Weg zu legen. Auch die calvinischen Prediger in Heidelberg ließ Tilly in voller, ungestörter Thätigkeit; nur wenn sie gegen Kaiser und Reich predigten, mußten sie aus der Stadt.

So war das Jahr 1622, welches unter so düstern Aussichten für das deutsche Reich angebrochen war, durch Tilly's Anstrengungen zu einem glänzenden Ende gekommen. Kaiser Ferdinand verlieh dem greisen Feldherrn in Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Reich den Grafentitel.

IV. Kapitel.

Kampf gegen die Holländer. Tilly's Einfachheit im Gegensatz zu Wallensteins Pracht.

Die Ruhe war in Böhmen wieder hergestellt, die Söldnerhäuptlinge trieben ihr Unwesen in Lothringen, und ohne auswärtigen Einfluß wäre eine Fortsetzung des Krieges in Deutschland unmöglich gewesen. Das Ausland, damals besonders die Holländer wünschten aber die Unruhen in Deutschland zu erhalten. Sie fürchteten,

daß die geeinigte kaiserliche Gewalt sich mit Spanien zum Untergange Hollands verbünden könne. Die Holländer errangen den Ruhm, Mansfeld und Christian wieder auf deutschen Boden zurück zu locken, und Ostfriesland war der Punkt, von wo aus diese Horden ihre Kämpfe gegen Kaiser und Reich fortsetzen sollten. Tilly forderte entschieden von Kaiser und Reich Vernichtung der Ruhestörer, und die Liga zögerte nicht, ihren Feldherrn mit Geld und einer Armee auszustatten.

Grausenerregend schwoll unterdessen das Heer der Abenteurer an. Christian wollte sich Mansfeld nicht mehr unterordnen, und warb auf eigene Faust Söldlinge an, wenn auch mit holländischem Gelde. Die Lande zitterten bei dem Herannahen der Raubschaaren, und die Verheerungen Christians auf dem Eichsfeld mahnten Tilly zu immer größerer Eile. Als dieser seinen Weg durch Hessen-Kassel nehmen wollte, verweigerte Landgraf Moritz ihm die Erlaubniß sein Land zu durchziehen, indem er Neutralität forderte. Tilly hatte nur eine Antwort: er verlangte Gehorsam gegen Kaiser und Reich. Als darauf Landgraf Moritz seinen Beamten dennoch verbot, für den Unterhalt von Tilly's Soldaten zu sorgen, geschah, was nicht zu vermeiden war. Die Soldaten nahmen sich, was sie brauchten. Tilly war aber überall und suchte Unordnungen zu verhüten, die bei diesem Benehmen der Obrigkeit ganz unvermeidlich waren. Ehe es aber zu offener Schlacht gegen Christian kam, bat der ergraute Feldherr seinen jugendlichen Gegner noch einmal inständigst, er möge von seinem Vorhaben abstehen und den Jammer und das Leid bedenken, welches er über das deutsche Reich bringe. Seine Bitte half nichts, ja, als Antwort darauf loderten fünfzig Dörfer auf dem Eichsfelde in Flammen auf. Die tiefste Verworfenheit kennzeichnet diese Menschen, sie morden und brennen, weil es ihnen zur Augenweide dient, und weil sie es ihren Soldaten nicht verbieten mögen. Zur selben Zeit ließ Christian ausdrücklich hervorheben, es sei ein

Kampf zur Verbreitung des Protestantismus gegen die Uebermacht der katholischen Religion. Tilly betrachtete hingegen den Krieg nur als einen Aufstand beutelustiger Abenteurer gegen die bestehende Ordnung, Kaiser und Reich. Sein Heer bestand sogar der Mehrzahl nach aus Protestanten, was in einem wirklichen Religionskriege wohl anders gewesen wäre. Es ist nicht zu läugnen, daß auch Tilly's Soldaten mitunter Dörfer angezündet und Grausamkeiten verübt haben, aber wir finden durchweg, daß Tilly die Urheber zu strenger Rechenschaft zieht und das Geschehene schmerzlich beklagt.

Am 30. Juli setzte Tilly mit seinem Heere über die Weser, um Christian zu verfolgen, welcher danach strebte, sich mit Mansfeld zu vereinigen. Tilly erreichte ihn, noch ehe diese Vereinigung bewerkstelligt war, und vernichtete die Rebellen in zwei Stunden vollständig in der Schlacht bei Stadtlohe. Christian floh über die holländische Grenze, und Tilly wäre ihm sehr gern dorthin gefolgt, um die Holländer zu züchtigen, die an all diesen Umtrieben die Hauptschuld trugen. Der Kaiser und die deutschen Fürsten waren aber diesem Plane entgegen, und mit schwerem Herzen entschloß sich der gehorsame Held an der Grenze von Holland, sich zum Rückzug zu wenden.

Die edle Gesinnung unseres Helden tritt glänzend in dem Bericht zu Tage, welchen er dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern über die Schlacht von Stadtlohe sendet. Er erzählt von der Tapferkeit einzelner Offiziere und wünscht Belohnungen für alte Krieger. Von seinen eigenen Verdiensten findet sich kein Wort, sondern Gott und der Geist der Verwirrung haben die zahlreichen Feinde zerstreut. Zuletzt schildert er den tiefen Kummer, daß er in seinem Siegeslaufe habe umkehren müssen, und daß der Unfriede kein Ende nehmen könne, bis die Holländer gezüchtigt seien. Demüthig bittet er am Schluß, daß man ihn jetzt seines schwierigen Amtes entheben und ihn seine letzten Tage in Ruhe beschließen lassen möge.

Diese Bitten zu erfüllen, war aber unmöglich. An Tilly hing ja das Schicksal des Kaisers, des deutschen Reichs und der Liga. Zuerst mußte er noch einmal gegen Mansfeld sich nach Ostfriesland wenden. Ungeheuere Regengüsse hielten die Heere aber von einander getrennt; Tilly bezog Winterquartiere in Hessen-Kassel und Mansfelds Haufen starben mittlerweile an der Pest hinweg. Wieder sah es aus, als ob es nun Ruhe in Deutschland geben könne. Tilly hörte seit der Schlacht von Stadtlohe nicht auf, von Frieden zu sprechen. Er ruft aus, die Fürsten sollen sich vereinigen, eng zusammenhalten mit Kaiser und Reich, damit das Ausland keine Gelegenheit habe, Unheil zu stiften. Wenn aber diese enge Vereinigung nicht zu erreichen wäre, könne der Krieg und die Verwirrung nimmer ein Ende nehmen. Seine Worte verhallten spurlos und die Schrecken des Krieges sollten noch 25 Jahre länger dauern, der alte Feldherr sollte, trotz seiner fünfundsechzig Jahre das Schwert noch volle sieben Jahre gegen Deutschlands Feinde schwingen. Neben den Holländern verbanden sich jetzt auch England, Dänemark und Frankreich, um aus der allgemeinen Verwirrung ihren Vortheil zu ziehen. Es ist hier nicht der Ort, die Scheingründe näher anzuführen, die Jeder für sein feindliches Beginnen aufzufinden wußte. König Christian IV. von Dänemark übernahm nach anfänglichem Widerstreben die Führung des neuen Feldzugs.

Tilly schreibt Ende Februar 1625: „Ich sehe einen grimmigern, blutigern Krieg voraus, als jemals seit dem böhmischen Aufstand. Ich setze aber mein Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit.“ Diese bedeutungsvollen Worte sollten in Erfüllung gehen.

Der Dänenkönig ging nun vor Allem darauf aus, wiederum den Religionskrieg zu predigen. „Die ganze evangelische Religion ist bedroht, rief er, die Gewissen von Tausenden sind in Gefahr.“ Dennoch wollte eigentlich Niemand den Andersgläubigen etwas anhaben, außer

dem Dänenkönig selbst; denn dessen Wünsche bezogen sich am meisten auf einige schöne Bisthümer im Norden Deutschlands. Wie oft muß die Religion herhalten, um die gemeinen Absichten der Menschen zu verdecken!

Die Lage Tilly's wurde aber durch diese dänischen Aufhetzereien bedeutend verschlimmert, weil das Volk ihnen so leicht Glauben schenkte, und im Entsetzen vor den päpstlichen Bluthunden, wie man Tilly und seine Krieger nannte, in die Wälder floh, um die Soldaten nicht mit Brod und Obdach versehen zu müssen. Konnte man es unter diesen Umständen den Kriegern verargen, wenn sie Vergeltung übten?

Tilly drängte im September und Oktober den Dänenkönig nach dem Norden. Dieser kam Tilly aber in der Besetzung Hannovers zuvor. Aus den Niederlanden nahten zugleich Mansfeld und Christian von Braunschweig mit ihren Schaaren, und diesem würdigen Kleeblatt gegenüber fand sich Tilly in seinen 'Streitkräften zu schwach und bat den Kaiser um Verstärkung. Diese blieb auch nicht aus und bestand aus Wallenstein und seinen Regimentern.

Verschiedenere Persönlichkeiten hat es wohl selten unter den Heerführern gegeben, als Tilly und Wallenstein. Dasselbe läßt sich von ihren Truppen sagen. Wallensteins Soldaten erhielten vom Kaiser keinen Sold, weil dieser kein Geld hatte, und waren lediglich auf die Contributionen der besetzten Länder angewiesen. Diese Länder empfanden den Druck doppelt, weil sie außerdem Beiträge für die Tilly'schen Corps zahlen mußten. Die Löhnungen und Gehälter unter Wallenstein waren aber viel bedeutender, der Feldherr selbst trat stolz und hochfahrend auf, und seine Schaaren lasteten viel schwerer auf den besetzten Landen, als diejenigen Tilly's denen ihr Feldherr überall in Bescheidenheit und Ruhe voranging.

Tilly's Hofstaat zählte im Ganzen 278 Pferde, Wallenstein hingegen führte 800 und später 1100. Ebenso

bescheiden wie das Hauswesen Tilly's eingerichtet war, zeigte sich Wallensteins äußeres Leben in größtem Pomp und übertriebener Pracht. Tilly schlief auf einer Matratze, welche auf zwei Brettern ruhte.

Seine äußerst einfachen Mahlzeiten nahm er meistens allein, doch machte er einen Unterschied in eigenen Bedürfnissen und dem, was seine Gäste verlangen konnten. Ihnen ließ er alles Gute geben, was er zu bieten vermochte, während er selbst streng seine Fasten einhielt.

Wallenstein war im Gegensatz zu Tilly's Leutseligkeit ewig in undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Tiefe Stille herrschte um das Haus, welches er bewohnte, und selbst für die Gesandten der Städte, welche er belagerte, war es schwer eine Audienz bei ihm zu erlangen. Wo er und seine Armee hinkam, waren die täglichen Lieferungen genau vorgeschrieben. Tilly forderte wenig, und bezahlte das Wenige mit baarer Münze. Wallenstein brauchte das Zwölffache und zahlte nie einen Groschen. Aber die glänzende Pracht Wallenstein's, sein wuchtiges Auftreten imponirte den Soldaten; sie fanden es bequemer mit jenem Gewaltherrn über die Rechte und Häupter der Menschen hinwegzuschreiten, als mit Tilly für die Rechte und Häupter gegen Uebergriffe Sorge zu tragen.

V. Kapitel.

Wer von den beiden kaiserlichen Feldherrn sollte nun den Oberbefehl führen? Jedermann fühlte, daß Wallenstein zur zweiten Stelle keine besondere Lust fühlte; Tilly hatte von Beginn des Krieges an sein Privatinteresse dem Wohl des Reichs untergeordnet und sagte, daß er nicht gesonnen sei, Schwierigkeiten gegen Wallenstein's Vorrang zu erheben; er wünsche vor Allem den Frieden in deutschen Landen wieder hergestellt zu sehen. Einfacher und edler konnte ein Held nicht sprechen, der seit sieben Jahren Deutschlands Wohl mit Gut und Blut vertreten hatte.

Das Jahr 1626 brach, wie schon manches frühere für Tilly unter ungünstigen Vorzeichen an. Wallenstein hatte sich von ihm getrennt und in der Gegend von Magdeburg und Halberstadt Quartiere bezogen. Tilly hatte schon seit Jahren ausgesogene Länder inne, und die Offiziere und Soldaten fingen gar bald an, Vergleiche zu stellen zwischen der Freiheit, die im Wallensteinischen Lager herrschte, und der festen Disciplin unter Tilly's Fahne. Außerdem kam dazu, daß die Liga damals die Soldbeiträge sehr unregelmäßig zahlte, das Jahr 1625 hatte, um das Unglück voll zu machen, auch noch eine Mißernte gebracht, und die Leiden des Tilly'schen Heeres waren fürchterlich. Die Feinde, die es von allen Seiten umgaben, hatten aus Holland und England Geld im Ueberfluß, das Heer des Dänenkönigs schwoll auf 30,000 Mann, während Tilly kaum 6000 Mann kampfgerüstet in's Feld stellen konnte. Wallenstein hingegen hatte seine Regimenter vollzählig, und Tilly wandte sich an ihn um Unterstützung. Er erhielt aber nur eine abschlägliche Antwort. Im Rücken Tilly's erhob sich jetzt auch noch der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel; Christian von Braunschweig hatte sich mit dem Dänenkönig vereint und besonders die Städte Nordheim, Göttingen und Minden mit starken Besatzungen versehen. Diesen Städten rückte nun Tilly zuerst entgegen, schickte Abgeordnete nach Minden, und forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Die Abgeordneten wurden mißhandelt und ermordet. Dennoch ließ Tilly noch zweimal die Stadt zur Uebergabe auffordern. Als dies erfolglos blieb, schritt er zum Angriff. Am 8. Juni rückten zwei Regimenter in die Stadt. Die Dänen und die Bürger leisteten tapfern aber erfolglosen Widerstand. Als die Kaiserlichen in die Stadt eindrangen, sprengten die Bürger den Pulverthurm in die Luft und brannten am Brückenthor ein Geschütz ab, welches mit Radnägeln geladen war und großen Schaden unter Tilly's Soldaten anrichtete. Dies reizte natürlich die kaiserlichen Solda-

ten zur Vergeltung, und auch hier fielen Grausamkeiten vor, die Tilly zur Last gelegt wurden.

Nachdem Tilly den Landgrafen Moritz zur Ruhe gebracht, wandte er sich gegen seine Hauptfeinde Christian und den Dänenkönig. Der Erstere starb aber noch im Juni 1626 an den Folgen seines wüsten Lebens. Wallenstein schickte Verstärkung, und mit diesen Regimentern vereint, setzte Tilly dem sich zurückziehenden Dänenkönig nach. Endlich gelang es ihm, den Feind bei Lutter am Barenberge zum Stehen zu bringen. Tilly's Veteranen wankten bereits vor dem mörderischen Geschützfeuer und vor dem Ungestüm der dänischen Söldner, da stellte sich der greise Feldherr selbst an die Spitze und half die siegreiche Entscheidung in kurzer Zeit herbeiführen. Es war, wie Tilly selbst sagt, der wichtigste Sieg, den er bis jetzt erfochten.

Der Bericht, welchen Tilly über diesen großen Tag an den Kaiser und die Fürsten sendete, zeichnete sich durch dieselbe Bescheidenheit aus, die wir bei früheren Gelegenheiten hervorgehoben haben. Die Dankesschreiben, welche er vom Papst, den Kurfürsten und der Infantin in Brüssel empfing, gaben ihm nur das Gefühl, seine Pflicht erfüllt zu haben. Diese Bescheidenheit Tilly's ist nicht genug hervorzuheben, besonders da sie in so grellem Gegensatz zu dem Benehmen Anderer steht, welche viel weniger Verdienste aufzuweisen haben, und viel mehr Anerkennung und Lohn beanspruchen.

Der große Sieg bei Lutter am Barenberge hatte nun auch des Dänen Macht vernichtet. Unter Sengen und Brennen zogen sich die dänischen Söldner nordwärts zurück, Tilly folgte ihnen, weil die bedrohte Bevölkerung Lauenburgs ihn zum Schutz herbeirief. Und in wie umfassender Weise suchte er ihnen diesen Schutz angedeihen zu lassen! Der große Character des edlen Kriegshelden zeigt sich ganz besonders in der rücksichtsvollen Schonung, welche er jedem religiösen Bekenntnisse, sei es in Feindes oder Freundesland angedeihen ließ. Nirgends kann man ihm einen Act der Feindseligkeit gegen prote-

stantische Prediger vorwerfen, und es findet sich unter andern ähnlichen Dingen ein urkundlicher Beleg aus dieser Zeit, wo Tilly in einem Erlaß an den Herzog Christian von Lüneburg-Celle am 17. Dezember 1626 sagt, daß „Alles so angestellt werden solle, wie es den Einwohnern am erträglichsten sei, daß die Kirchen, Pastöre, Schuldiener, Küster und andere geistliche Personen mit keinem Kriegsvolk belegt werden sollten, zuvörderst aber der Gottesdienst und was mit Besuchung der Kranken, Taufen der Kinder und andern religiösen Dingen zusammenhinge, unbehindert verrichtet werde.

Tilly hielt eben die Religion für die feste Grundlage eines guten Soldaten, und duldete keinerlei Ausschweifung in seinem Heere. Im Uebrigen wachte er aber über seine Soldaten mit der väterlichsten Zuneigung. Er lebte sich ein in ihre Bedürfnisse, ihre Wünsche, ihre Gedanken. Für sie wagte er sich zu beklagen und für sie zu bitten, konnte sich bis zur Melancholie beugen lassen über ihre Noth, und freute sich mehr als die Soldaten selbst, wenn es ihnen gut ging.

Der Dänenkönig suchte nun durch Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen den Kaiser um Frieden zu bitten. Tilly, dem es ja immer nur um den Frieden im Reiche zu thun war, befürwortete das Gesuch in der herzlichsten Weise, fügte aber in prophetischem Tone die Worte hinzu: Was nützt es, einen Frieden mit Dänemark zu erreichen? Solange es uns nicht gelingt, den Holländern ein Gebiß anzulegen, werden wir keinen Frieden haben. Ist der Däne zur Ruhe gebracht, so werden sie die Schweden aufhetzen."

Der Dänenkönig ließ auch trotz seiner Friedensbemühnngen durchaus nicht nach, die nordischen Städte und Dörfer mit seinen Einfällen und Brandschatzungen zu verheeren.

Im August 1627 ging Tilly bei Arneburg über die Elbe, um mit Wallenstein vereint, die Dänenmacht endlich zu besiegen. Dieser hatte bis jetzt mit den Mansfeld'schen Horden zu thun gehabt, und es war ihm ge-

lungen, dieselben an der Dessauer Brücke entscheidend zu schlagen. Er hatte Mansfeld hierauf bis in die österreichischen Lande verfolgt, wo dieser starb.

Als nun die beiden Feldherrn, Wallenstein und Tilly sich zu vereintem Wirken zusammenfanden, mochte wohl Jeder von ihnen denken, ob eine Vereinigung auf die Dauer möglich wäre. Auf einer Seite der schlichte, ernste Greis, dem bis jetzt die kaiserlichen Waffen alle ihre Erfolge verdankten; auf der andern Seite der prachtliebende, hochfahrende Mann, der bis jetzt nur einen Sieg errungen hatte. Ihre Wege sollten sich bald trennen. Tilly belagerte Pinneberg bei Hamburg und wurde von einer Kugel so bedeutend am Knie verwundet, daß er selbst an seinem Aufkommen zweifelte. Er lag an sechs Wochen in den heftigsten Schmerzen auf dem Schloß zu Winsen, und beschäftigte sich in seinen Leiden fast immer mit Plänen über die Verwendung seines Heeres nach seinem Tode. Mittlerweile durchzogen seine Soldaten unter Wallenstein's Oberbefehl Jütland bis zur äußersten Spitze. Als aber der Winter einbrach, verlegte Wallenstein seine Truppen nach Meklenburg, welches bis jetzt von den Kriegslasten noch nichts gelitten hatte. Tilly hingegen hatte die Winterquartiere zwischen Unterweser und Unterelbe, in einer Gegend, die bereits furchtbar von den Leiden des Kriegs mitgenommen war. Er beklagte sich über diese Zurücksetzung, erreichte aber Nichts dadurch, und begann unermüdlich wie immer die Belagerung von Stade.

Hier hatte das Heer furchtbare Leiden. Der englische Oberst Morgan, welcher die Stadt mit dänischen Regimentern besetzt hielt, wehrte sich auf das Tapferste. Dazu brachen Hunger und Krankheiten im Tilly'schen Heere aus, und Tilly hatte viel Mühe seinen Veteranen den Muth zu erhalten.

Im Frühjahr war die Festung aber so eng eingeschlossen, daß der nächste Sturm wohl zu ihrem Untergang geführt haben würde. Tilly bot, wie immer, vor-

her den Dänen einen Vergleich an, und nach inständigem Zureden des Magistrats entschloß sich Oberst Morgan zu einer ehrenvollen Capitulation. Wallenstein hätte vielleicht jetzt die Garnison über die Klinge springen lassen, Tilly aber gewährte einen ehrenvollen Abzug, sorgte mit eiserner Strenge dafür, daß den Bürgern kein Unrecht geschehe, obwohl seine Soldaten in Anbetracht des schrecklichen Winters, den sie verlebt hatten, wohl ein Recht zur Plünderung zu haben vermeinten.

VI. Kapitel.

Wallenstein's Feindseligkeit gegen Tilly.

Im Sommer 1628 wurden Tilly's Krieger, außer einigen kleinen Plänkeleien nicht viel von den Dänen belästigt. Aber jetzt erhob sich ein anderer Feind Tilly's von einer Seite, wo er einen Freund hätte erwarten müssen. Es war Wallenstein.

Dieser ging vor Allem darauf aus, die Tilly'schen Standquartiere mehr und mehr einzuschränken, schickte einen Theil seiner Leute in Quartiere, die im Umfang des Tilly'schen Commando's lagen, und anstatt Tilly andere Orte zu überlassen, drängte er durch seine Regimenter seinen Mitfeldherrn in einen immer kleinern Winkel zusammen. In trauriger Stimmung schrieb Tilly um diese Zeit an den Bischof von Bamberg: „die hochdringende Noth zwingt mich zu melden, was der tägliche Augenschein leider schon mehr als zu viel an den Tag legt. Alle meine Quartiere, besonders aber die in Niedersachsen, sind so überlastet, daß die armen Leute bis auf den äußersten Grad erschöpft und ausgemergelt sind. Bei meiner Ankunft hier traten Soldaten und Unterthanen mir seufzend und wehklagend entgegen, daß sie vor Hunger und Kummer, vor Pestilenz und Ungemach gänzlich zu Grunde gehen, sterben und verderben müßten. Darum, wenn man mich länger in solcher Weise hier stecken und hülflos läßt, so weiß ich in höchster Wahrheit keine Mittel

noch Wege, um die trostlose Soldateska, die dennoch dem gemeinen Wesen so vielfältige, getreue und tapfere Dienste erwiesen, vom Untergang zu erretten und zu erhalten. Deßhalb bin ich genöthigt, nicht allein dem Kurfürsten von Bayern dies zu klagen, sondern auch zu Eurer fürstlichen Gnaden meine Zuflucht zu nehmen, weil sie sich um die Erhaltung des Heeres immer bemüht haben. Ich flehe also und bitte, daß man den kläglichen Zustand meines Heeres und den darauf unfehlbar erfolgenden völligen Untergang desselben mit mildem Gemüthe und Herzen gnädig erwäge, und daß Eure fürstliche Gnaden mir entweder Quartiere im Stifte Bamberg anweisen, oder den Unterhalt von dort hierher schaffen. Ich bezeuge vor Gott, daß ich kein anderes Mittel weiß, wie sehr auch ich mich darnach umthue."

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn ein greiser Feldherr, der während zehn Jahren das deutsche Reich vor dem Umsturz gewahrt, und sich immer siegreich gegen alle seine Feinde bewährt hat, so schreiben muß, um so trauriger, als es Wallenstein, der bis jetzt so gut wie Nichts geleistet hatte, immer mehr gelang, seinen alten verdienstreichen Collegen aus dem Felde zu räumen.

Wallenstein brachte es auch dahin, daß Tilly seine gerechten Forderungen, die er bei dem Frieden zu Lübeck als Sieger an den Dänenkönig stellte, wieder fallen ließ. Ungestraft ging Christian aus, trotzdem er einen schauderhaften Krieg erregt, und ganz Niedersachsen durchplündert hatte, um sich zuletzt in voller Ruhe in allen seinen Besitzungen von Neuem gesichert zu sehen. Alles Blut, welches bei Lutter am Barenberge geflossen war, die ganze Besetzung Jütlands war vergebens gewesen.

Aus diesen Jahren 1627 bis 1631 liegt auch noch eine Urkunde vor, woraus wir ersehen, daß Tilly selbst in so großer Noth sich nie dazu hinreißen ließ, bei den Landeseinwohnern Erpreßungen zu veranstalten. Es heißt darin: „die wahrhaft vortreffliche, sich gleich bleibende Mannszucht verbürgte einem Jeden den freien und ruhigen

Besitz seines Eigenthums. Ackerbau, Handel und Wandel blieben ungestört. So geschah es, daß zwischen den Bewohnern dieses Landes und den Soldaten der Liga sich allmählig eine ungewöhnliche Freundschaft anknüpfte. Die Soldaten gingen mit ihren Wirthen auf den Acker und legten Hand an zur Feldarbeit."

Trotz all dieser Anstrengungen, trotz dem ehrlichsten Willen, den Niemand dem Feldherrn und Christen Tilly absprechen konnte, gelang es den Feinden, Tilly's Namen und Ruhm Jahrhunderte lang zu verdunkeln. Das Heiligste, die Religion selbst mußte herhalten, um diesen Betrug zu verdecken. Und doch war hier sein Schicksal noch nicht voll. Er sollte noch mehr geknickt werden, er sollte in offener Schlacht geschlagen werden, er sollte den ungerechten Fluch über die Zerstörung Magdeburgs auf sein Haupt fallen sehen, um zuletzt an Körper und Geist gebrochen zu sterben.

Kaiser Ferdinand II. beauftragte Tilly zunächst 1629 mit der Ausführung des Restitutionsedicts, wonach alle Kirchengüter, welche seit dem Passauer Vertrage 1552 von protestantischen Fürsten eingezogen worden waren, dem Reiche wieder zufallen mußten. Tilly wünschte in gläubiger Anhänglichkeit an seine Religion die Kirche wieder hergestellt zu sehen in ihrer ganzen Macht und Fülle, in ihrer Bedeutung für die ganze Welt. Er führte diesen seinen Auftrag aber aus im Geiste der Milde und Versöhnung, verlangte allerdings, daß die gegen Fug und Recht der Kirche genommenen Güter derselben zurückgegeben werden sollten, aber eine gewaltsame Wiederkatholisirung lag ihm vollständig fern.

Das Restitutionsedict war aber den Feinden Deutschlands ein willkommener Anlaß, die Streitigkeiten von Neuem zu beginnen. Geld zu solchen Unternehmen hatte Holland und Frankreich immer, und das gefügige Werkzeug zur Ausführung der neuen Pläne fand sich bald gefährlicher als je in einem andern Gegner Deutschlands, in Gustav Adolph von Schweden.

Die Reichsfürsten hatten sich in den letzten zwei Jahren unablässig bemüht, bei dem Kaiser die Abdankung Wallenstein's durchzusetzen. Man hielt dem Kaiser die feste Ordnung und Zucht in Tilly's Heere, gegen die colossalen Erpressungen, den tollen Uebermuth und die Willkür der Wallensteinischen Soldaten vor. Der Kaiser zögerte lange, weil er große Stücke auf den Herzog von Friedland hielt; endlich wurde dessen Absetzung 1630 beschlossen. In derselben Zeit landete Gustav Adolph, und der Einbruch der Schweden stand jeden Augenblick zu befürchten. Es lag nahe, daß Tilly der geeignete Nachfolger Wallensteins sei, aber der Kaiser dachte zuerst an seinen Sohn, den Erzherzog Ferdinand und mochte auch nicht gern alle Streitkräfte in die Hände des ligistischen Feldherrn legen. Die Kurfürsten und Reichsstände brachten aber den Kaiser dazu, daß er seine Einwilligung zu Tilly's Oberbefehl schließlich gab.

Der alte Held, welcher jetzt in seinem 71. Lebensjahre stand, empfand hingegen eine große Sehnsucht nach Ruhe. Er hatte fast nach jedem entscheidenden Siege seine Entlassung verlangt. Man konnte sie ihm nicht gewähren, weil er der einzige Mann zu sein schien, der die Feinde von Kaiser und Reich bewältigen konnte. Der Kaiser, die Liga, selbst die protestantischen Fürsten vereinten sich in ihren Bitten, und Tilly ließ sich aus Liebe zum deutschen Reiche, aus Liebe zu seiner Religion bestimmen. Andere hätten sich in seiner Lage durch die allgemeine Anerkennung gehoben gefühlt, Tilly wurde ernster, bescheidener als vorher und konnte sich trüber Ahnungen nicht erwehren.

Es ist nicht immer ausreichend gewürdigt worden, mit wie vielen persönlichen Rücksichten Tilly in diesem Kriege zu kämpfen hatte. Gustav Adolph war König, Feldherr und Staatsmann in einer Person, Tilly hingegen mußte horchen auf die Befehle des Kaisers zu Wien, auf die Mahnungen des Kurfürsten von Bayern, auf die Wünsche der Liga und der rheinischen Kirchen-

fürsten. Jeder dieser vielen Herren achtete sich für wichtig genug ein Wort bei der Leitung mitzusprechen, weil er ja auch seinen Soldbeitrag zahlen mußte. Und welche Noth hatte Tilly um die fälligen Gelder einzutreiben! Einer wartete auf den Andern, und hatte Angst, er könne mehr thun als sein College. Gustav Adolph's Hauptabsicht war, den Deutschen zu beweisen, daß er nur wegen der Religion gekommen sei. Es wurde streng auf Gottesdienst in seinem Heere gehalten und Fasten und Beten vorgeschrieben. Der König selbst trug seine Belesenheit in der heil. Schrift und seine Frömmigkeit bei jeder Gelegenheit zur Schau. Im Jahre 1630 errang er nur kleine Erfolge über einzelne Haufen von Kaiserlichen in Pommern. Darauf fiel er in die Meklenburger Lande ein. Als Tilly ihm rasch dorthin folgte, zog er sich zurück, um das Zusammentreffen zu vermeiden. Tilly hielt vor Neubrandenburg, welches die Schweden besetzt hielten, und schickte einen Trompeter in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Er wurde abschlägig beschieden; trotzdem schickte Tilly einen zweiten Boten, als sein Geschütz einen Bruch in den Stadtmauern zu Wege gebracht hatte. Auch dieser wurde zurückgeschickt und ebenso ein Dritter. Darauf gab Tilly das Zeichen zum Sturm. Die Stadt wurde rasch genommen und Tilly konnte seinen Soldaten die dreistündige Plünderung, die in diesem Kriege überall Brauch war, nicht versagen. Seine Disciplin der Truppen war aber so fest, daß nach Ablauf der festgesetzten Zeit die ganze Mannschaft wieder in Reih und Glied vor der Stadt stand. Der Schwede, welcher Neubrandenburg besetzt hielt, wußte recht gut, daß er die Stadt gegen einen Sturm nicht halten könne, und er hätte das Leben Vieler schützen und die Plünderung durch die Uebergabe der Stadt vermeiden können. Er hatte aber scharfe Befehle Gustav Adolph's in Händen, wonach er die Stadt um keinen Preis in Tilly's Macht durfte kommen lassen. Die Absicht Gustav Adolph's hierbei war nur, Beweise

von dem Fanatismus und der unmenschlichen Zerstörungswuth der Katholiken, aufzubringen. Es war nach dem Blutbade, das eine im Sturm genommene Stadt mit sich führt, dem Schwedenkönig möglich, die ganze Schuld auf die Katholiken zu wälzen und die Rache der Protestanten zu entflammen. Dennoch erreichte er seine Absicht bei Neubrandenburg noch nicht ganz, bei Magdeburg gelang es ihm besser.

Tilly konnte sich all' den Verläumdungen gegenüber nur auf sein ganzes früheres Leben und Wirken berufen. War es denkbar, daß der 71jährige Greis am Abend seines Lebens seinen Grundsätzen untreu werden konnte?

VII. Kapitel.

Einnahme Magdeburgs. Tilly's Ende.

Wir müssen nun unsere Aufmerksamkeit einem Ereigniß zuwenden, welches mehr als Alles Andere dazu beigetragen hat, den ehrenvollen Ruf Tilly's zu beflecken, und seinen Gegnern Stoff zu bieten, den reinen Charakter unseres Helden in einem falschen Lichte darzustellen.

Magdeburg gehörte zu den Bisthümern, welche in den Bereich des Restitutionsedicts fielen, und der Kaiser hatte es für seinen Sohn Leopold Wilhelm bestimmt. Der frühere Administrator, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, hatte unter den Dänen gedient und war deßhalb von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt worden. Jetzt benutzte er die gährende Bewegung, setzte sich mit dem König von Schweden in Verbindung, der ihm Hülfe zusicherte und gelangte heimlich in die Stadt. Mit List und Gewalt brachte er einen Vertrag zu Stande, worin er der Stadt viele Gerechtsame versprach, worüber er eigentlich gar nicht verfügen konnte. Auch warb er ein Heer von 2000 Mann, um sich gegen die Kaiserlichen zu vertheidigen und der Schwede Falkenberg erhielt das Obercommando über die Stadt. Tilly hatte Pappenheim mit 6000 Mann vor Magdeburg ge-

schickt, aber dieser konnte mit seiner Truppenmacht nichts Bedeutendes leisten, und so rückte der alte Feldherr im Frühjahr 1631 zum Entsatz heran. In wenig Tagen waren alle Außenwerke der Festung in Tilly's Händen. Dies war kein Wunder, denn der Schwede hatte die anscheinend starken Festungswerke alle nur aus losem Sande zum Schein aufführen lassen. Es war nur eine und zwar die bedeutendste Schanze übrig und diese wurde in der Nacht vom 29. auf den 30. April von den Schweden ohne Schwertstreich geräumt. Wenn der Befehlshaber der Stadt kein Verräther gewesen wäre, hätte er diesen Punkt bis auf das Aeußerste vertheidigen müssen. Auch zwei stark befestigte Vorstädte ließ Falkenberg in denselben Tagen anzünden und vernichten, und somit war Alles, was den Sturm der Stadt erschweren konnte, hinweggeräumt. Tilly verfolgte seine alten Maßregeln und schickte Briefe, worin er um Uebergabe der Stadt bat, und in diesem Falle die kaiserliche Gnade verhieß. Falkenberg und sein Anhang berief sich auf die versprochene, rechtzeitige Hülfe Gustav Adolph's und lehnte die Capitulation ab. Gustav Adolph zögerte aber so auffallend mit dem Entsatz der Stadt, daß seine Absicht, Magdeburg fallen zu lassen, und die ganze Schuld auf Tilly's Haupt zu laden, sehr leicht erkenntlich wird. Tilly zögerte so lange als möglich mit dem Sturm, weil er wußte, daß unsägliches Weh' daraus entstehen würde. Seine Offiziere, besonders Pappenheim drängten zur Entscheidung. Täglich kamen Ueberläufer, welche ihnen alle Schwächen der Besatzung aufdeckten, Pappenheim wußte sogar die Losung der Wachen.

Endlich, am 20. Mai, war der Sturm festgesetzt, Falkenberg besichtigte Morgens die Wachen und — entließ sie. Als ihm Boten die Vorbereitungen der Kaiserlichen zum Sturm meldeten, spottete er derselben. Pappenheim konnte nicht mehr länger warten, und stürmte voran, noch ehe Tilly das Zeichen gegeben hatte. Falkenberg, welcher den Tod suchte, fiel in den ersten Augenblicken.

Vier Stunden dauerte der heftige Straßenkampf, als plötzlich an 40 bis 50 Orten gleichzeitig Rauchsäulen aufstiegen, und Minen, die unterirdisch angelegt waren, sich entzündeten. Dies war das schrecklichste Glied in der ganzen Verrätherei, die so systematisch angelegt war.

Tilly durfte nach Kriegsgebrauch das Plündern nicht wehren, nachdem die Stadt erstürmt war. Als aber die Flammen überall aufloderten, gehorchten die Soldaten seinen Befehlen und suchten zu löschen. Die Bemühungen waren aber vergeblich, weil das Feuer an so vielen Orten zugleich aufloderte. Wir haben nur schwedische Berichte von dem Sturz der Stadt, und die Grausamkeiten, die darin berichtet werden, tragen alle die Absicht, den religiösen Fanatismus wach zu rufen, klar zur Schau.

Als Tilly am folgenden Tage seinen Soldaten nicht wehren durfte, die Plünderung während anderthalb Stunden nachzunehmen, schützte er selbst mit seiner Wache den Dom, wohin sich eine Menge Menschen vor den beutegierigen Soldaten geflüchtet hatten, und ließ dieselben am Morgen des 22. Mai ohne alles Lösegeld frei abziehen. Am 25. wurde im Dom ein feierliches Hochamt gehalten, dem Tilly und seine Armee beiwohnten. Er gab auch eine Schrift heraus, worin er klar darstellte, daß er Alles gethan habe, um die Stadt vor ihrem Fall zu bewahren.

Tilly ließ 5000 Mann in Magdeburg zurück und wandte sich nach Thüringen. Der Landgraf von Hessen-Cassel und das sächsische Heer vereinigte sich mit den Schweden. Bis jetzt hatte Tilly immer den König zur entscheidenden Schlacht zu treiben gesucht; gegen diese Vereinigung waren aber seine Streitkräfte zu gering, und zum ersten Male zögerte er und wollte auf Verstärkungen aus Italien warten. Der Schwedenkönig drängte aber jetzt seinerseits, und am 17. September befand sich Tilly in vortrefflicher Schlachtstellung dem Feinde gegenüber. Pappenheim, den sein feuriger Kampfesmuth nicht konnte müßig stehen lassen, erbat sich Tilly's

Erlaubniß mit 2000 Kürassiren auf Kundschaft ausreiten zu dürfen. Tilly erlaubte es unter der Bedingung sich in kein ernstes Treffen mit dem Feinde einzulassen. Pappenheim wollte es halten, als er aber den Feind erblickte, konnte er sich nicht mehr bändigen und stürzte in die feindlichen Haufen. Er wurde so gedrängt, daß er schleunigst von Tilly weitere 2000 Reiter verlangen ließ, sonst könne er die Ersten nicht wieder zurück bringen. Tilly rief verzweifelt aus: „Dieser Mensch bringt mich noch um Ruf und Ehre, und den Kaiser um Land und Leute.“ Als aber die folgenden 2000 Reiter auch sehr hart bedrängt wurden, mußte Tilly seine vortheilhafte Stellung aufgeben und ihnen mit seinem Heere nachrücken. Dies führte zu der verhängnißvollen Schlacht bei Breitenfeld am 17. September 1631, wo Gustav Adolph's Sieg unbestreitbar blieb.

Der Erfolg richtet die Dinge. Hätte Tilly gesiegt, so würde man seinen Namen bis in die fernsten Geschlechter in hohen Ehren gehalten haben, als den des Befreiers von den nordischen Eindringlingen. So aber siegte Gustav Adolph und die eigentliche Triebfeder seines Einfalls in Deutschland, blinde Eroberungswuth blieb hinter dem Schein des uneigennützigen Religionsverfechters verborgen.

Tilly selbst entrann mit genauer Noth der Gefangenschaft und aus drei Wunden blutend mußte er zum ersten Mal in seinem Leben fliehen.

Es war Pappenheim, welcher durch seine Unbesonnenheit diese Niederlage verschuldet hatte, aber Tilly erwähnt in seinem Bericht an den Kaiser hiervon keine Sylbe, sondern hebt hervor, daß Pappenheim sich während der Schlacht mit seltener Bravour geschlagen habe. Hierin zeigt sich wieder die edle Denkungsart Tilly's. Den Sieg schreibt er immer seinen Feldherrn und Soldaten zu, die Niederlage nimmt er auf sich.

Nach der Schlacht von Breitenfeld erbleichte Tilly's Stern mehr und mehr. Sein Heer schmolz durch die Verluste und Deserteure bis auf 5000 Mann, während

Gustav Adolph jetzt eine Armee von 13,000 Mann aufstellen konnte und einen Siegeszug durch Deutschland veranstaltete.

Die Wunden, welche Tilly bei Breitenfeld erhalten hatte, konnten den durch frühe Strapatzen und Entbehrungen abgehärteten Körper nicht lange niederhalten. Der Feldherr raffte sich trotz seiner Schmerzen auf und suchte die Trümmer seines Heeres zu sammeln, allein eine neue, schmerzliche Erfahrung wartete auf ihn. In Wien hatte schon seit Monaten die Partei Wallenstein's wieder die Oberhand gewonnen, und von den Reichsfürsten hielt allein der Kurfürst Maximilian von Bayern bei Tilly aus. Beide flehten inständigst bei dem Kaiser um Hülfe; sie wurde ihnen nicht zu Theil. Mit übermenschlichen Anstrengungen eilte Tilly nach Franken, um Würzburg vor den Schweden zu schützen. Er kam dennoch zu spät und der Bischof von Würzburg klagte ihn der Saumseligkeit an. Wie oft hatte dieser Bischof gezögert die versprochenen Hülfsgelder an Tilly zu schicken, weil er selbst in Geldnoth sei. Jetzt fand der Feind in seinem Schlosse nicht weniger als 340,000 Reichsthaler und 40,000 Malter Korn. Wie hätte der Bischof damit der bittern Noth von Tilly's halbverhungerten Soldaten abhelfen können!

Tilly ließ sich durch alle Treulosigkeit, allen Verrath und alles Unglück immer noch nicht ganz niederbeugen. Immer wieder wendet er sich an den Kaiser, nach Böhmen, an Wallenstein um Hülfstruppen. Man verspricht sie ihm, und Wallenstein gibt heimlich Befehl, daß die Truppen nicht abziehen.

Bei Bamberg zeigte sich noch einmal das alte Glück Tilly's gegen den schwedischen General Horn. Es war das Letztemal. Gustav Adolph eilte nach Bayern und bei der Vertheidigung des Lech-Flusses wurde Tilly auf den Tod verwundet und von seinen getreuen Soldaten von dem Schlachtfelde getragen. Die Schweden rückten nach Ingolstadt vor, wo der zu Tode verwundete Feldherr

seinem Ende entgegenharrte. Er starb, wie er gelebt, als frommer Christ. Seine letzten Worte waren: „Herr, auf dich habe ich gehofft, ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich.“ Sein letzter Blick suchte den Gekreuzigten und all' sein Hab und Gut vermachte er seiner Lieblingskirche zu Altenötting und den Veteranen von Breitenfeld.

Es ist eine heilige Pflicht des deutschen Volks, das Unrecht, welches fast zwei Jahrhunderte lang an dem Namen Tilly's begangen wurde, wieder gut zu machen. Möge diese kleine Schrift das Ihrige dazu beitragen!

Leben der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen

Regensburg ; New-York ; Cincinnati 1869